



Abb. 19

Marie Luise Gothein mit ihrem Sohn Percy bei der gemeinsamen Lektüre (Kat.Nr. II.4g)

II. „Hinaus in die Zukunft leben“ – von Preußen nach Heidelberg

II.1

(Abb. 20)

„Ich sehne mich nach einem fernliegenden Ziele“ – Kindheit und Jugend in Ostpreußen

a) Theodor Storm: Drei Novellen, Berlin: Gebr. Paetel, 21878

UB Heidelberg, G 6546-5 D

b) Johann Wolfgang Goethe: Hermann und Dorothea, Gotha: Perthes, 1883

UB Heidelberg, G 5919-5

c) Marie Luise Gothein: Manuskript „Kindheits-erinnerungen“, 1931

Privatbesitz (☺)

d) Marie Luise Gothein: Notizen zu einem „Ostpreußen-Vortrag“, undatiert

UB Heidelberg, Heid. Hs. 3492,19 (☺)

e) Marie Luise Gothein: Brief an Eberhard Gothein, „Allenstein d. 19.7.20.“

UB Heidelberg, Heid. Hs. 3487,572 (☺)

„Jetzt will ich dieses Buch mit meiner eigenen Wenigkeit bekannt machen“, schrieb Marie Schröter, die spätere Marie Luise Gothein, am 23. Mai 1879 in ihr Tagebuch und weiter:

„Ich bin ein fünfzehnjähriger Backfisch, lang, schlank und dünn aufgeschossen, mit langen Armen, großen Händen und Füßen, wenigstens so beschrieb mich Mama in einem Brief an eine Bekannte, außerdem habe ich blondes Haar, graue Augen und ein ziemlich langes Gesicht; doch das ist genug über mich selbst – nur noch, dass ich Marie heiße, gewöhnlich aber Mietze genannt werde.“ (S. 189)

Die Passage stammt aus einem Typoskript der Universitätsbibliothek Basel mit dem Titel „Marie Luise Gothein. Briefe und Tagebücher“, das ihr Sohn Werner nach dem Tod der Mutter für ihre Freunde zusammenstellte. Der Verbleib der Original-Tagebücher ist unbekannt. In den wenigen Textstellen, die Werner zitiert, zeigen sich die typischen Gefühlsschwankungen eines jungen Mädchens, das einmal „ausgelassen“, dann wieder „betrübt“ ist. Es ist die Rede von dem Ehrgeiz, der sie umtreibt, etwa am 31. Oktober 1879:

„Ich sehne mich immer nach einem unbestimmten fernliegenden Ziele, das ich selbst nicht kenne. Auszeichnung suchte mein ehrgeiziges, ruhmsüchtiges Herz im Seminar und hat sie bis jetzt noch nicht gefunden.“ (S. 193)

Ihr hoher Anspruch drückt sich auch in ihrer Lektüre aus, so berichtet sie beispielsweise über ein Buch mit Biographien deutscher Dichter und von Theodor Storms Novellen (II.1a), die auf sie großen Eindruck gemacht hätten als „echte deutsche Poesie“, auch wenn sie im gleichen Tagebucheintrag vom 24. Mai 1879 gleich abschwächt, dass dies nur ein „schwärmerischer Eindruck“ sei, denn sie sei ja „keine Expertin“ (S. 190). Auch die Lektüre Goethes spielt eine wichtige Rolle, aus dessen „Hermann und Dorothea“ (II.1b) übernimmt sie sogar Anregungen für ihr eigenes Leben:

„oft halte ich mir die schönen Goethe'schen Worte vor, die immer, wenn ich sie lese, einen großen Eindruck auf mich machen, eine Stelle, wo er seine Dorothea sagen lässt: „Dienen lerne beizeiten das Weib nach seiner Bestimmung.“ (S. 190)

Einen Fingerzeig auf ihre spätere Reisefreudigkeit enthält ein Eintrag vom 16. Februar 1880, in dem sie sich beschwert:

„Immer muß ich ‚Breslau‘ als Ueberschrift schreiben, und doch möchte ich so gerne etwas anderes schreiben. Ich bin so veränderungssüchtig das ewige Einerlei ‚Breslau‘ widert mich an.“ (S. 196)

Dabei war die 17-Jährige zu diesem Zeitpunkt schon drei Mal umgezogen. Geboren wurde Marie Luise Schröter am 12. September 1863 in Passenheim in Ostpreußen (heute Pasym, Polen) als Tochter eines Amtsrichters. Dieser wurde zur Zeit von Schröters Einschulung ins knapp 80 Kilometer entfernte Mohrungen (Morąg) versetzt, wo die Familie nur zwei Jahre lang blieb. Die nächste Station war die Deutschordensstadt Rastenburg (Kętrzyn); als sie zirka 13 Jahre alt war,

Begonnen 7. 23. 5. 31.

Die grosse Lücke in meinem Leben, die meine Krankheit Schuf; der Zwittanzustand, den man Genesung nennt, liess mich an das eigene Leben von seinen frühesten Ursprüngen denken. Für wen ich das aufschreibe? Vielleicht schon später eines der Kinder oder Enkel hinein. Ich kann gar nicht sagen dass ich mit Begeisterung an dieser Arbeit gehe, so dass ich nicht weiss ob ich sie je weit führen werde. Sie liegt auch meinem Temperament wenig und soll auch nur eine kleine Ergänzung zu Eberhards Biographie sein. Meine frühesten Kindserinnerung kann ich genau festhalten, da sie mich einem grossen Bekannten in Passenheim, meinem Masurischen Geburtsstädtchen zusammenhängt. Mein Vater war damals Richter oder wie man dieses Amt vor der Gerichtsreformations nannte. Natürlich gehen meine frühesten Erinnerungen auf die Mutter zurück. Sie erschien mir Kindern sehr schön und Fremde heben mir das auch später bestätigt, es wäre allen immer eine Fremde gewesen wenn die schöne junge Frau mit ihrer Kinderschaar zum See zum Baden heruntergegangen wäre. So war das noch die Zeit von der Märcia sagt, wo man mit dem lieben Gott seine Kinder teilte – sie hat acht Kinder gehabt, von denen aber sieben geblieben sind. Eine Erinnerung habe ich nur an ein

Abb. 20

Erste Seite des unveröffentlichten Manuskripts „Kindheitserinnerungen“, das Gothein 1931 begann, jedoch nicht zu Ende führte (Kat.Nr. II.1c)

zog die Familie aus Masuren weg ins 600 Kilometer entfernte schlesische Breslau (Wrocław, Polen), wo Marie Luise schon ein Jahr später den zehn Jahre älteren Privatdozenten Dr. Eberhard Gothein als ihren Lehrer kennen lernte und 1885, 22-jährig, heiratete. Dessen Karriere als Professor, zunächst in Karlsruhe, dann Bonn

und später Heidelberg, garantierte seiner Frau Marie Luise Gothein die Veränderung, die sie sich gewünscht hatte. In ihren unveröffentlichten „Kindheitserinnerungen“ (II.1c), die Gothein noch in ihrem Todesjahr, 1931, begann und nicht zu Ende brachte, berichtet sie von diesem Kennenlernen, von seinem aktiven,

bestimmten Werben und ihrer anfänglichen Zurückhaltung, gar Ablehnung, und wie ihr Lehrer ihre Aufsätze immer sehr gut bewertet hatte und *„dann später [sagte], ich wusste es ja schon damals, daß du eine Schriftstellerin werden würdest“* (Bl. 14r).

Gothein beschreibt in ihren „Kindheitserinnerungen“ eine unbeschwerte Kindheit; tragische Ereignisse, wie der frühe Tod von Geschwistern, waren ihr eher schemenhaft und vor allem als Trauer der Mutter in Erinnerung geblieben. Bei ihren Landaufenthalten spielten *„grosse Menschen“* (Bl. 10v) keine wesentliche Rolle, *„herrlich“* sind dafür *„die Erinnerungen von Streifereien in den wunderbaren Wäldern oder den Fahrten auf den Seen“* (Bl. 5v).

Schon als Kind haderte Gothein damit, nicht als Junge geboren worden zu sein, die Ablehnung ihres eigenen Geschlechts zieht sich lebenslang durch Gotheins Korrespondenz (siehe II.4). In ihren „Kindheitserinnerungen“ (II.1c) schreibt sie, wie es ihr *„grösster Ehrgeiz“* war, *„an den Jungenspielen teilzunehmen“* und wie dies durch herrschende Rollenkonventionen unterbunden wurde:

„[...] im Klettern hab ich es immer den Jungen gleich tun können – aber tief hat sich mir der Zwang der täglichen häuslichen Handarbeit eingeprägt, ein Mädchen muss stricken lernen daran hielt auch die Mutter fest und wenn ich mich noch so sehr mit den Schularbeiten beeilte um gleich mit den Jungens zum Spiel hinaus zu kommen – nach einiger Zeit ertönte doch die Stimme vom Hause: „Kindchen hast du deine Strickerei schon fertig“. Natürlich hatte ich sie nicht, und mit manch heimlichen Tränen musste ich mich an den verhassten Strumpf setzen [...], während von draußen das lustige Geschrei der Jungens hereintönte [...].“ (Bl. 4v)

Gothein spricht von *„tiefer Heimatliebe“* (Bl. 5v) zu ihrem ostpreußischen Geburtsland, die sie im Sommer 1920 auch dazu brachte, an der Volksabstimmung über den Verbleib Ostpreußens im Deutschen Reich teilzunehmen. In ihren Briefen berichtete sie von der abenteuerlichen Reise; Tausende von weggezogenen Ostpreußen reisten in ihre Geburtsländer, um gegen die Eingliederung in die polnische Republik als Ergebnis des Ersten Weltkriegs zu stimmen, was die Infrastruktur

hoffnungslos überlastete. Auch Gothein schrieb leidenschaftlich für die deutsche Sache und – entsprechend der vorherrschenden Stimmung der Zeit – gegen die polnische *„Lausenation“* (Heid. Hs. 3487,572).

1930 reiste sie noch einmal in das durch den Polnischen Korridor vom Deutschen Reich abgetrennte Ostpreußen. In einem Vortragsmanuskript (II.1d) sind die Eindrücke dieser Reise festgehalten. Ganz klar bezieht sie auch hier Stellung gegen die polnischen Gebietsansprüche und berichtet von Repressalien gegen die deutschen Anrainer des Korridors. Es ist ein atmosphärischer Bildervortrag, denn Gothein verweist immer wieder auf Photos – ein Reisevortrag mit persönlichen Erfahrungen und Meinungen. Ihren Zuhörern verspricht sie daher auch *„keine Lösung volkswirtschaftlicher oder politischer Probleme des Ostens“*, sondern legitimiert sich damit, dass *„ich geborene Ostpreußin bin“* und *„daß [...] die Fäden doch nie ganz zerrissen [sind]“* (Bl. 1r). Auch hier kommt sie auf ihre Erinnerungen an ihre Kinderspiele auf der alten Deutschordensburg in Rastenburg zu sprechen.

In ihrem bereits erwähnten Brief von 1920 (II.1e) jedoch setzte sie ihre Herkunft und ihr späteres Leben in ein Verhältnis, das deutlich macht, welche Wendung ihre Heirat bedeutete und welche Möglichkeiten sich durch ihren Wegzug eröffneten:

„Immerhin haben wir Stunden an den Seen zugebracht, badend im Wasser umherpaddelnd [...]. Es ist sehr merkwürdig wie sehr auch hier [...] solche Ausflüge einen starken provinziellen Stempel haben. Im Einzelnen wüsste ich kaum zu sagen, worin das eigentlich lag, vielleicht nur in der Kindheitserinnerung an solche Picknicks am See mit Kaffekochen etc. Auf die Dauer wird mir dieser völlige Mangel aller geistigen Anregung diese Unmöglichkeit mich über irgend etwas zu unterhalten, was dem Leben für uns Wert gibt, schwer erträglich; sodaß ich mich nach meiner Lebensluft sehne.“

Karin Seeber

Lit.: GOTHEIN, Briefe und Tagebücher; WRZESINSKI 2002.



Abb. 22

Marie Luise Gothein vor der offenen Terrassentür ihres Bonner Hauses in der Goethestraße (Kat.Nr. II.2f)

II.2

(Abb. 21, 22)

Von der Spaziergängerin zur Wanderin – Prägung durch Eberhard Gothein

a) Marie Luise Schröter: Brief an Eberhard Gothein, „Langenau d. 1. Juni.“ [1884]

UB Heidelberg, Heid. Hs. 3487,50 (☞)

b) Eberhard Gothein: Brief an Marie Luise Schröter, „Hinter-Zarten d. 16.5.84“

UB Heidelberg, Heid. Hs. 3484,137 (☞)

c) Photographie: Porträt Eberhard Gotheins, Halbfigur, undatiert

Privatbesitz (☞)

d) Richard Andree: Allgemeiner Handatlas in sechsundachtzig Karten Leipzig / Bielefeld: Velhagen & Klasing, 1881

UB Heidelberg, A 795 A Folio RES

e) Marie Luise Schröter: Brief an Eberhard Gothein, „d. 15ten [März] Abends. 1884“

UB Heidelberg, Heid. Hs. 3487,22 (☞)

f) Photographie: Marie Luise Gothein vor der offenen Terrassentür ihres Bonner Hauses, Ganzfigur, letztes Jahrzehnt 19. Jahrhundert

Privatbesitz (☞)

g) Eberhard Gothein: Brief an Marie Luise Gothein, „Bonn 9/5 92“

UB Heidelberg, Heid. Hs. 3484,402 (☞)

Den Sommer des Jahres 1884 verbrachte Marie Luise Schröter als Hauslehrerin im niederschlesischen Kurort Langenau, heute Długopole-Zdrój in Polen, bei der kinderreichen Familie eines Breslauer Stadtrats. Ihrem Verlobten, Eberhard Gothein, der im Archiv in Karlsruhe arbeitete, schrieb sie von sitzenden Spaziergängen mit der Familie:

„Das Wetter war heute den ganzen Tag trübe, trotzdem haben wir am Nachmittage einen hübschen Spaziergang gemacht, nach einem Aussichtspunkt auf einem waldigen Berge, die Waldkanzel gemacht, wo man zu Füßen das ganze Bad übersah und in der Ferne die [unleserlich] Berge, die allerdings heute nebelverschleiert waren.“ (II.2a)

Während sie sich mit der bürgerlichen Tradition des Spaziergangs begnügte und die Berge von ferne sah, berichtete Eberhard Gothein wiederholt von seinen Wanderungen im Gebirge:

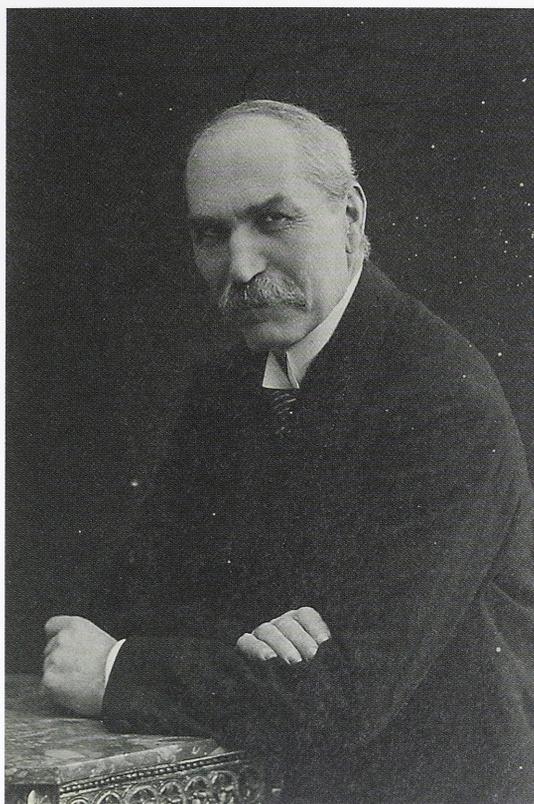


Abb. 21
Atelierphotographie Eberhard Gotheins, undatiert
(Kat.Nr. II.2c)

„5 tiefe Gründe umgeben den Feldberg und er selber thront kahl und noch mit Schnee bedeckt inmitten eines ganzen Gefolges von andern Kuppen. Schon das ist herrlich, aber er ist doch nur der Fußschemel für die Alpenkette darüber. Schön und ganz eigenartig ist auch der Blick ins Rheinthal. [...] Es ist ein schön Stück Welt, das man dort überblickt und eines von dem die Geschichte etwas erzählen kann. Wenn ich mir dabei die Gegenden aufsuchte, die ich schon bearbeitet habe, da kam es mir vor wie mit den Bergen, die ich sonst von Unten und jetzt von Oben sah, die verschwanden beinahe, und ich zog mir die Nutzenwendung, daß man auch manchmal seine Arbeit so wie die Gegend von der Höhe ansehen müsse.“ (II.2b)

Der Kulturhistoriker näherte sich seinen Forschungsgegenständen – wie der Kulturgeschichte Süditaliens oder der „Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes“ – anhand zweier Methoden: Auf der einen Seite analysierte er Archivmaterial, auf der anderen Seite erwanderte er sich Land-

schaften, stets auf der Suche nach Unterhaltungen mit der unverbildeten Landbevölkerung, die ihm Aufschluss über ihre Lebens- und Arbeitsweisen geben sollten. Mehrere Briefe zeugen von seinem Wandertrieb, der ihm abgesehen von der Erforschung von Land und Leuten, ein Bedürfnis war, wie er im Mai 1885 schrieb:

„Weißt Du Mieke, ich kann überhaupt auf die Dauer kein sitzendes Leben vertragen, ich bin nie gesünder gewesen als bei meinen erschöpfenden Wanderungen in Italien, und zum einzigen Male krank bin ich gewesen, als ich den Winter darauf ohne mich zu rühren in Breslau stilllag. Darum kommt auch immer, sobald ich ein paar Monate rasten muß, der unbezwingliche Wandertrieb in mich und, ich glaube, Mieke wenn Du es nicht änderst, wir kommen doch noch durch alle Weltteile.“ (Heid. Hs. 3484,314)

Von Anfang an war Eberhard Gothein also bereit, seine zukünftige Frau in seine Aktivitäten mit einzubeziehen. Als ihr ehemaliger Lehrer bildete er seine Braut gezielt und vermittelte ihr Wissen, indem er Architektur und Kunst, die er auf seinen Studienreisen sah, einordnete und auf Bildmaterial verwies. Gemeinsam bewunderten sie die Berglandschaften des Landschaftsmalers des 19. Jahrhunderts, Alexandre Calame (z.B. Heid. Hs. 3487,40); der Bräutigam berichtete von seiner Arbeit, beschrieb Landschaften, die er durchwanderte und erzählte von seinen Begegnungen. Von seiner Seite aus war die Beziehung von vornherein auf geistigen Austausch angelegt, jedoch war das Bildungsgefälle in den Anfangsjahren enorm. Die junge Marie Luise Schröter war 14 Jahre alt, als sie den Privatdozenten Dr. Eberhard Gothein (II.2c) kennen lernte. Seine Gesetztheit im Vergleich zu seiner jüngeren Frau spielte in ihrem gemeinsamen Leben immer wieder eine Rolle; so schrieb sie noch 1911 über ihre verschiedenen Temperamente – sein vermittelndes im Gegensatz zu ihrem leidenschaftlichen Wesen (Heid. Hs. 3487,334).

Als Braut bemühte sie sich noch stark darum, dem Bräutigam auf seinen Wanderungen und in seinen Gedankengängen zu folgen. Wiederholt fragte sie in den Briefen nach dem Vorankommen seiner Forschungsarbeiten und wunderte sich am

Briefanfang oft darüber, dass sie ihren umtriebigen Wanderer nun wieder an einem anderen Ort suchen sollte. Mit Hilfe eines Atlas (II.2d) folgte sie ihm auf seinen Streifzügen:

„Ich nahm mir gleich den Andreeschen Atlas vor und suchte mir die Orte Wildbad und Zavelstein auf, wieviel Mal habe ich mir schon den Weg zu Dir und das Land, wo Du bist, angesehen auf dem Atlas nämlich, da sieht es aber ganz gleich alles aus, aber es macht mir doch Freude die Entfernungen zu vergleichen und Orte aufzusuchen von denen Du mir schreibst so habe ich die Dörfer Oos und Balg, von denen Du mir früher schriebst ebenfalls gefunden.“ (II.2e)

Schröter war bereit, den Anforderungen ihres zukünftigen Mannes gerecht zu werden, sie schickte sich in die Rolle der Schülerin. Wiederholt bat sie Eberhard Gothein um Geduld, wenn sie seinen Ausführungen noch nicht folgen konnte. Symbolisch für ihre Bereitschaft, seine Methode der Erwanderung von Forschungsmaterial zu adaptieren, ist daher eine ihrer ersten Anschaffungen nach der Hochzeit im März 1885:

„Mama bringt meine ganze Toilette in Ordnung, ich will mir auch ein gutes Wanderkleid hier machen lassen [...]“ (Heid. Hs. 3487,125)

So zeigt die Wandlung von der empfangenden Spaziergängerin zur aktiven Wanderin einerseits, wie stark Marie Luise Gothein von ihrem Mann geprägt wurde, auf der anderen Seite zeigt sie auch ihren Willen, sich selber Wissensfelder zu erschließen. Sie, die selbst nie einen Universitätsabschluss erwarb, war in den ersten Jahren der Beziehung auf seine Anleitung angewiesen und nutzte begierig seinen Bildungs- und Wissensvorsprung, um sich auf dieser Grundlage eigene Forschungsfelder zu ‚erwandern‘.

Einige Jahre später, im Mai 1892, war es dann Eberhard Gothein, der seiner emanzipierten Frau, wie sie sich auf einem Photo aus den Bonner Jahren präsentiert (II.2f), auf ihrer ersten Studienreise nach England via Bildband folgte:

„Ich kann Dich übrigens auf Deinen Wanderungen jetzt sehr gut begleiten; in unserm an-

geblichen ‚Prachtwerk‘, das uns bisher immer ziemlich überflüssig erschien, sind außer London und dem Südstrand grade Eton, Oxford und Cambridge behandelt und die Abbildungen sehr instruktiv.“ (II.2g)

Karin Seeber

Lit.: MAURER 2007, S. 66–81; MAURER 1999; GÖTHEIN 1886; GÖTHEIN 1892.

II.3

(Abb. 23, 24)

„Der reine Funken, der von Seele zu Seele springt“ – wissenschaftliche Emanzipation

a) Eberhard Gothein: Brief an Marie Luise Schröter, „Berlin W. Derfflingerstr. 19a d. 16/1 83“ UB Heidelberg, Heid. Hs. 3484,7 (☞)

b) Marie Luise Schröter: Brief an Eberhard Gothein, „d. 9ten 4. 84.“ UB Heidelberg, Heid. Hs. 3487,29 (☞)

c) Photographie: Marie Luise Gothein am Schreibtisch in ihrem Bonner Haus, 1898 Universitätsarchiv Heidelberg, UAH Pos I 01075 (☞)

d) Photographie: Die vier Söhne von Eberhard und Marie Luise Gothein: Wolfgang (1886–1958), Wilhelm (1888–1914), Werner (1890–1968), Percy (1896–1944), undatiert, (wahrscheinlich 1899) Privatbesitz (☞)

e) Alice Kemp-Welch: *Of six medieval women. To which is added a note on medieval gardens*, London: MacMillan, 1913 UB Heidelberg, 2014 C 119

f) Alice Kemp-Welch: Brief an Marie Luise Gothein, „Feb 12. 1911“ UB Heidelberg, Heid. Hs. 3490,1

g) Paul Clemen: Brief an Marie Luise Gothein, „Düsseldorf, 27.3.01.“ UB Heidelberg, Heid. Hs. 3488

h) Photographie: Marie Luise Gothein im Pelzmantel vor der offenen Terrassentür ihres Bonner Hauses, letztes Jahrzehnt 19. Jahrhundert Privatbesitz (☞)

Auch wenn Eberhard Gothein seine Verlobte an seinen Forschungen teilhaben ließ und sie ziel-



Abb. 23

Das wiederkehrende Motiv „Marie Luise Gothein am Schreibtisch“ stammt hier aus der Bonner Zeit, von 1898 (Kat.Nr. II.3c)

gerichtet bildete, indem er ihr etwa einen Literaturkanon zu lesen empfahl (z.B. Heid. Hs. 3484,183), war die Rolle, die Gothein seiner zukünftigen Frau zudachte, die der gebildeten Salondame. Kurz vor der Hochzeit, im Februar 1885, schrieb er seiner Braut: „*Geliebter Schatz, wie schön wird es sein, wenn Du als meine kleine kluge Hausfrau einen Kreis von gescheitern Männern unsichtbar leitest [...]*“. (Heid. Hs. 3484,297). Diese Formulierung zeigt bereits eine Weiterentwicklung seiner Vorstellung der ehelichen Rollenverteilung, wie er sie noch zwei Jahre früher beschrieb:

„*Es kommt mir freilich immer vor, als ob ich erst recht mit frischer Lust werde arbeiten können, wenn einmal Dein Nähtisch neben meinem Schreibtisch steht, Du meine Manuskripte ordnest und den Staub von meinen Büchern wischst.*“ (II.3a)

Als Braut hinterfragte Gothein diese Rolle nicht, da das Bildungsgefälle zwischen Lehrer und



Abb. 24

Die vier Söhne von Eberhard und Marie Luise Gothein: Wolfgang (1886–1958), Wilhelm (1888–1914), Werner (1890–1968), Percy (1896–1944), undatiert (Kat.Nr. II.3d)

Schülerin noch enorm war und der Bräutigam sie mit seinen Reflexionen manchmal überforderte, wie ein Brief vom 9. April 1884 belegt:

„Ich mußte den Brief, trotz dem doch noch einmal lesen um so Recht in das Verständnis hinein zu kommen, ich kann Dir also gleich Deine Frage offen beantworten Interesse habe ich für diese Dinge großes, das heißt vorläufig noch das Interesse das schon Dein Wunsch äußert so viel wie möglich dazu zu hören und zu verstehen. Ob ich aber freiwillig je dazu gekommen wäre, bezweifle ich, das ist bei uns Mädchen überhaupt etwas eigenes, da wir nicht selbst forschen und wirklich in eine Wissenschaft hineindringen, muß das Interesse doch von außen bei uns angeregt werden [...].“ (II.3b)

Aus dem von außen angeregten Interesse wurde aber recht bald eine intrinsische Motivation und Gothein begnügte sich später nicht mit der passiven Rolle der gebildeten Hausdame. Nicht ihr Nähtisch stand neben Eberhard Gotheins Schreibtisch, sondern ihr eigener Arbeitsplatz. Das Motiv ‚Gothein am Schreibtisch‘ gibt es aus all ihren Lebensphasen (II.3c).

In den wenigen Briefen, die aus den ersten Ehejahren erhalten sind, berichtete sie stets auch von ihrer Lektüre, etwa Goethes „Faust“ (Heid. Hs. 3487,130), Goethes Briefen oder Leopold von Rankes Werk (Heid. Hs. 3487,148). Rankes historisch-kritische Methode erarbeitete sich Gothein im Jahr 1886, obwohl sie nachts aufstehen musste, weil sich ihr Baby „trotz vielfachem einwickeln immer wieder abstrampelte“ (Heid. Hs. 3487,148).

Noch 1888 schrieb sie über ihre Lektüre einer „Idylle“ von Friedrich Hebbel (Heid. Hs. 3487,152), danach sind bis ins Jahr 1903 keine Briefe von Gothein mehr überliefert. Schon 1892 ging sie jedoch auf ihre erste Studienreise nach England, wo sie an der Übersetzung der Werke und der Darstellung des Lebens des englischen Dichters William Wordsworth arbeitete, die sie 1893 veröffentlichte (siehe III.1). In der Biographie über Eberhard Gothein berichtet die Autorin mit einem gewissen Stolz von diesen wiederholten Studienreisen; sie sind ein wichtiger Baustein auf dem Weg zu ihrer wissenschaftlichen Selbstständigkeit.

Dabei hatte Gothein die volle Unterstützung ihres Ehemannes – trotz der Tatsache, dass ihre

Rolle zu dieser Zeit als Mutter von vier Söhnen (II.3d) und Repräsentantin des professoralen Haushalts voll ausgefüllt gewesen wäre. In seinen Briefen nach England berichtete Eberhard Gothein ohne jeden vorwurfsvollen Unterton von den Kinder- und Hausangelegenheiten, zum Beispiel über den Schuhkauf für die Kinder am 21. April 1892 und schloss: „*Verzeih, daß ich Dir so etwas überhaupt schreibe, aber schließlich denke ich, es wird Dir ganz heimathlich zu Muth, wenn Du von der Höhe Londons in unsern bescheidenen Bonner Winkel hineinblickst.*“ (Heid. Hs. 3484,385).

Wie es allerdings zu diesem wichtigen Schritt in die wissenschaftliche Selbständigkeit kam, kann heute nicht mehr nachvollzogen werden. Welche Bücher las Gothein in den Jahren zwischen 1888 und 1892? Wie entwickelte sich ihr Bildungsinteresse so dezidiert von einem allgemeinen Fokus hin zu dem Bedürfnis, selbst wissenschaftlich zu publizieren? Welchen Anlass gab es für die Spezialisierung auf die Anglistik?

Ein wichtiger Motor für Gotheins wissenschaftliche Emanzipation waren ihre Freunde. Zeitlebens band Gothein Menschen aus ihrem (akademischen) Umfeld an sich und tauschte sich mit diesen aus. In den Karlsruher Jahren war Anna Wendt eine wichtige Freundin und Unterstützerin, wie Gothein sich in der Biographie ihres Mannes später erinnert. Der Frau des Altphilologen und Gymnasialdirektors Gustav Wendt ist Gotheins zweites Buch über den Romantiker John Keats gewidmet. Die Familie Wendt, die auch mit dem Musiker Johannes Brahms und dem Schriftsteller und späteren Nobelpreisträger Paul Heyse Freundschaft pflegte, war für die jungen Gotheins ein Katalysator bei der Etablierung eines akademisch-gesellschaftlichen Hausstandes.

Bei ihren Studienaufenthalten in England lernte Gothein wahrscheinlich in der Bibliothek des British Museum die englische Autorin Alice Kemp-Welch kennen, die mittelalterliche Handschriften in modernes Englisch übersetzte und mit ihrem Buch „*On six medieval women*“ von 1913 (II.3e) auch das Thema ‚Gärten‘ streifte. Gothein und Kemp-Welch unternahmen auch Reisen zusammen; für die Engländerin war die geistige Unterstützung beider Gotheins zentral, wie eine Briefstelle vom 12. Februar 1911 aus

ihrer in der Universitätsbibliothek Heidelberg erhaltenen Korrespondenz mit Marie Luise zeigt:

„*Before I met you both in Heidelberg last year, I had often felt, as if the work I cared for, was, in England, rather like struggling uphill, but ever since then, I go in with joy, because you are constantly sending sunshine in doing path and when the way is illumined, it is so much easier. I send this message to you both.*“ (II.3f)

Eine umfangreiche Mappe von Briefen des Bonner Kunsthistorikers Paul Clemen (II.3g) in der Universitätsbibliothek Heidelberg zeugt von der lebenslangen, intensiven Freundschaft zwischen Clemen und Gothein. Von 1900 bis 1931 reicht der Briefwechsel, phantasievolle, zum Teil zärtliche Anreden geben Hinweise auf die Vertrautheit der Freunde. „*Mario amico*“ lautet eine davon im Brief vom 27. März 1901. Die maskuline Namensform, die Clemen als Anrede verwendet, verweist auf die Beziehung gleichberechtigter Gesprächspartner, die Gothein wichtig war. In seiner Lebensbeschreibung berichtet er von ihrem Einfluss auf sein Denken – „*Die ganze englische Welt war mir durch sie neu erschlossen und erdeutet*“ – und wie er ihr wiederum bei ihren Gartenstudien „*behilflich sein konnte*“ (S. 96).

Ihre Freundschaften mit hauptsächlich jüngeren Männern wie dem Religionsphilosophen Otfried Eberz oder dem Germanisten Friedrich Gundolf beanspruchte Gothein durchaus allein für sich, unabhängig von ihrer Rolle als Repräsentantin des professoralen Haushalts. Aus einem Brief Eberhard Gotheins geht hervor, dass sie sehr empfindlich reagieren konnte, wenn jemand ihre Korrespondenz las (Heid. Hs. 3484,571). 1909 löste ihre Suche nach geistigem Austausch eine tiefe Ehekrise aus, da sich Gothein in den Germanisten und Dichter Philipp Witkop verliebt hatte (siehe II.5).

In den Exzerpten aus den Briefen und Tagebüchern seiner Mutter, die sich als Typoskript in der Universitätsbibliothek Basel erhalten haben, zitiert Werner Gothein aus einem Brief an Paul Clemen unter dem Titel „*Bekanntnis zur Freundschaft*“: „*Gnade ist alles und wahrlich auch der ganz reine Funken, der von Seele zu Seele springt. – Wahrlich, voll Erwartung und Sehnsucht danach ist meine Seele immer.*“ (S. 321).

Es war der geistige Austausch, den Gothein suchte und der sie inspirierte. Zunächst garantierte diesen ihr ehemaliger Lehrer und Ehemann, der seine Frau wissenschaftlich prägte. Spätestens ab den Bonner Jahren suchte sich Gothein (II.3h) ihre akademischen Freunde selbst, wobei sich die emotionale Verbundenheit, die Relation von geistigem Gleichklang und persönlicher Sympathie, auch in diesen Beziehungen wiederfand.

Karin Seeber

Lit.: CLEMEN 2006; FERDINAND 1990; GOTHEIN 1931; GOTHEIN, Briefe und Tagbücher; MOMMSEN 1988; RANKE 1839–1847.

II.4

(Abb. 5, 19, 25)

„Ich habe besseres auf anderen Gebieten zu tun“ – Gotheins Rolle als Frau ihrer Zeit

a) Photographie: Wolfgang Gothein auf dem Apfelbaum im Garten des Bonner Hauses, Mitte der 1890er Jahre

Privatbesitz (☺)



Abb. 25

Wolfgang Gothein im Apfelbaum im Garten des Bonner Hauses, Mitte der 1890er Jahre (Kat.Nr. II.4a)

b) Photographie: Marie Luise Gothein im Liegestuhl auf dem Balkon ihres Bonner Hauses, 1890er Jahre

Privatbesitz (☺)

c) Marie Luise Schröter: Brief an Eberhard Gothein, „Breslau d. 19.9.83.“

UB Heidelberg, Heid. Hs. 3487,15 (☺)

d) Marie Luise Gothein: Londoner Literatengeselligkeit in der Zeit der Romantik, Vortrag, gehalten in der Versammlung des Vereins für Förderung der Frauenbildung, Bonn: Georgi [ca. 1890] Humboldt-Universität zu Berlin, Zweigbibliothek Theologie, Kaps. S.-A.-21 (☺)

e) Marie Luise Gothein: Vortragsmanuskript „Richard III“, undatiert (vier Seiten auf Makulaturpapier geschrieben: eigenhändiger Briefentwurf [durchgestrichen] im Namen des Bonner Vereins zur Förderung der Frauenbildung)

UB Heidelberg, Heid. Hs. 3492,24 (☺)

f) Marie Luise Gothein: Vortragsmanuskript „Das Ideal des Helden in indischer Geistigkeit“, undatiert (1. Seite auf Makulaturpapier geschrieben: Gedruckter Tätigkeitsbericht des Frauenbundes zur Förderung der Kunst, Hamburg, September 1918)

UB Heidelberg, Heid. Hs. 3492,22 (☺)

g) Photographie: Marie Luise Gothein mit ihrem Sohn Percy, undatiert (um 1910)

Privatbesitz (☺)

h) Marie Luise Gothein: Brief an Wolfgang Gothein, „London d. 13.10.3.“

UB Heidelberg, Heid. Hs. 3487,156 (☺)

Marie Luise Gothein haderte zeitlebens damit, eine Frau zu sein. In ihren „Kindheitserinnerungen“ (II.1c) schreibt sie von ihrem Ehrgeiz, „an den Jungenspielen teilzunehmen und es ihnen gleich zu tun“ (Bl. 4r) und beklagt sich – erinnernd:

„– ach wer doch ein Junge sein könnte, warum musste ich auch ein Mädels sein, ich konnte doch das meiste wie die Jungen, klettern laufen [...].“ (Bl. 10r)

Damit steht sie in einer langen Tradition gebildeter Frauen wie Bettina von Arnim oder Karoline von Günderrode, die in einem Brief vom 29. August 1801 ausrief: „Warum ward ich kein Mann! Ich habe keinen Sinn für weibliche Tugenden, für Weiberglückseligkeit!“.

Als Mutter von vier Söhnen scheint Gothein – zumindest was das Klettern anbelangt – später nachgeholt zu haben, was ihr als Kind verwehrt war. In einem Brief von 1901 schrieb Eberhard Gothein davon, wie seine Frau mit den Jungen im Apfelbaum kletterte (Heid. Hs. 3484,596); ein Photo aus der Zeit zeigt nur den ältesten Sohn Wolfgang im Baum des Bonner Hauses, etwas anderes wäre nicht schicklich gewesen (II.4a). Ein Bild von ihr im Lehnstuhl aus der gleichen Zeit zeigt sie in entspannt-lockerer Haltung (II.4b). Auch der jüngste Sohn, Percy, schreibt in seinen Erinnerungen „Aus dem Florentiner Tagebuch“ über die sportliche Mutter: *„Sie ritt, sie schwamm, sie turnte, spielte Tennis, machte Gartenarbeit, war eine grosse Bergsteigerin, sie lief Schlitt- und Schneeschuh im Winter, und im Sommer machte sie mit uns weite Tageswanderungen und wohl auch Radtouren“* (S. 15).

Abgesehen vom körperlichen Aspekt lehnte Gothein an der weiblichen Rolle vor allem die Beschränkung auf bestimmte Tätigkeiten ab. In ihrem Brief vom 19. September 1883, während der Verlobungszeit entstanden, setzte sie Eberhard Gothein, dies auseinander:

„Du schreibst in Deinem letzten Briefe wir Frauen wären in Allem besser als ihr Männer nur nicht – in der Arbeit, das klingt so stolz bescheiden und ist es doch eigentlich nur das erstere, was verstehst du denn unter diesem ‚Allen‘. Höchstens doch im Ertragen und Leiden, ich weiß schon, das laßt ihr Männer uns gerne, ich schrieb Dir aber schon einmal, daß mir dieser Ruhm unsers Geschlechtes nicht zu kommt, was bleibt denn übrig? garnichts, das weiß ich sehr wohl; darum wäre ich ja so viel lieber ein Mann, ich wollte schon gerne die andren ‚in Allem‘ überlegen, besser sein lassen nur nicht in der Arbeit.“ (II.4c)

Die Briefstelle bietet einen Schlüssel für ihre Rollenidentität: Indem sie weibliche Tätigkeitsfelder ablehnte, konnte sie sich nur auf männlich besetzten Arbeitsfeldern behaupten.

Zu Beginn ihrer selbstständigen wissenschaftlichen Karriere nahm Gothein noch regen Anteil an der englischen Emanzipationsbewegung, wie Briefe ihres Mannes belegen (etwa Heid. Hs. 3484,401), sie beschäftigte sich z.B. ausgiebig

mit Mary Wollstonecraft, einer zentralen Figur der britischen Emanzipationsbewegung (Heid. Hs. 3484,435). Zu Hause in Bonn setzte sie sich dann aktiv für Frauenbildung ein. Drei Dokumente geben Auskunft über die Art und Weise ihres Engagements: Zum einen berichtet sie in der Biographie über ihren Mann (siehe III.6) über ihre Vorträge im Oberlehrerinnenseminar in Bonn (S. 121). Ihre erste Publikation überhaupt, über die „Londoner Literatengeselligkeit in der Zeit der Romantik“ (II.4d) war aus einem Vortrag entstanden, den sie in der Versammlung des Vereins für Förderung der Frauenbildung in Bonn gehalten hatte. Wie sehr sie sich in diesen Verein einbrachte, zeigt ein Briefentwurf, der sich auf der Rückseite eines Vortragsmanuskripts über Shakespeares „Richard III.“ erhalten hat (II.4e). Darin warb sie bei einer unbekanntenen adeligen Gönnerin für den Verein und beschrieb dessen Ziele und Aktivitäten:

„Seit mehr als 10 Jahren besteht in Bonn der Verein zur Förderung von Frauenbildung es ist der erste Verein nicht nur in unserer Stadt sondern im Rheinlande der über die Grenzen der Wohlthätigkeit hinaus den Versuch gemacht hat, den Frauen verschiedenster Stände sowohl Anregung zur Erweiterung ihrer Bildung wie auch praktische Hülfe zur Erweiterung und Erleichterung ihrer Ausbildung zu gewähren. Der Verein hat von Anfang an diese doppelte Thätigkeit fest gehalten; er hat ohne Unterbrechung jährliche Course von wissenschaftlichen Vorträgen eingerichtet, die von den Herrn P.Docenten [Privatdozenten] der hiesigen Universität gehalten wurden. Er hat dann seine praktische Arbeit mit der Einrichtung einer Handesschule [sic] für Mädchen begonnen. [...] Als zweite praktische Anstalt hat der Verein eine Kochschule errichtet, die von Anfang an bei der Bürgerschaft Bonns grosse Zustimmung fand.“

Im späteren Leben distanzierte sie sich jedoch immer mehr von der Emanzipationsbewegung. Über einen Aufsatz Anna Schellenbergs, „‚Persönlichkeit‘ und Frauenart“, in dem sich diese gegen die Forderung nach Gleichberechtigung im Beruf stellte, schrieb Gothein 1911 sehr angetan an ihren Mann und schlussfolgerte in elliptischer Erregung:

„Nun aber ist es Zeit, daß die besten Elemente dem stumpfsinnigen Weitertreten dieser Bewegung [der Emanzipationsbewegung] die zu einem Kreislauf geworden ist, die Gefahr die für das eigenste Wesen der Frauen heraufbeschwohren ist, klar zu legen [...] aufzudecken wohin dieser Eudämonismus uns führt. Ich werde es nicht und will's nicht, denn ich glaube immer noch daß ich besseres auf anderen Gebieten zu tun habe [...].“ (Heid. Hs. 4387,316)

Für ihre ablehnende Haltung gab es vor allem intellektuelle Gründe: Gothein schrieb aus der „emanzipations-feindlichen Haltung des George-Kreises heraus“ (S. 59), meint Christine Göttler. Michael Maurer ergänzt: „sie sah ihre Aufgabe wesentlich auf literarisch-wissenschaftlichem Gebiet, nicht in politischer Agitation“ (S. 209). Diesem akademischen Arbeits- und Bildungsanspruch entspricht ein Fund im Nachlass Gotheins, der ihre Mitgliedschaft im „Frauenbund zur Förderung der Kunst“ belegt (II.4f).

Ihre Söhne akzeptierten offenbar Gotheins Tätigkeit außerhalb der konventionellen weiblichen Sphäre: In einem Brief vom Mai 1898 schrieb Eberhard Gothein an seine Frau in England (Heid. Hs. 4384, 521):

„Als sie [die Hausangestellte] aber heut beim Thee ganz sentimental bemerkte, wie doch mit „der Hausfrau“ auch alle rechte Gemüthlichkeit fehle, protestirten im Augenblick Willi und Werner mit einer Stimme: ‚Die Mama ist doch keine Hausfrau.‘ Nein, nein! wiederholte Willi ganz entrüstet. Es schien ihnen diese Verbindung mit Dir eine arge Degradierung.“

An der Erziehung ihrer Söhne war Marie Luise Gothein dennoch maßgeblich beteiligt. Percy erinnert sich: „sie hat sich die allergrößte Mühe mit meiner Erziehung gegeben, doch riss ihr schneller die Geduld als dem Vater“ (S. 14). Gothein stellte hohe Ansprüche an die Bildung ihrer Söhne, wie es ein Bild mit dem jüngsten Sohn Percy (II.4g), das eine gemeinsame Lektüre-Situation darstellt, oder ein Brief an den 17-jährigen Wolfgang aus England belegen (II.4h), in dem die Mutter dem Sohn die Architektur der Kathedrale St. Albans bei London auseinandersetzt. Ihre Imitation der

als maskulin verstandenen Geistesarbeit setzte hehre Maßstäbe für die Erziehung der eigenen Söhne. So lässt sich die Beschreibung, die Percy im „Florentiner Tagebuch“ von seiner Mutter gibt, mühelos auf einen Mann übertragen: „Meine Mutter war eine stolze, mit sich und andern strenge, geistig sehr arbeitsame Frau“ (S. 14).

Karin Seeber

Lit.: GÖTTLER 1994; GÖTHEIN 1931; GÖTHEIN 1952; KUHN 1996, S. 18 und 20; MAURER 2010; MAZOHLEWALLNIG 1991; SCHELLENBERG 1911; SCHLAFFER 1998, S. 102.

II.5

(Abb. 26, 27)

Heidelberg: Die ‚goldenen‘ Jahre

a) Gustav Wahl: Die Ruperto-Carola in Heidelberg, in: Die Woche. Moderne illustrierte Zeitschrift 17 (1907), S. 737–742

UB Heidelberg, F 2149-3::9.1907,17

b) Photographie: Wohnhaus der Familie Gothein in der Weberstraße 11 mit Gedenktafel an Eberhard und Marie Luise Gothein in Heidelberg-Neuenheim

UB Heidelberg, Photoarchiv

c) Photoalbum: Interieur des Wohnhauses der Familie Gothein in der Weberstraße 11, erstes Jahrzehnt 20. Jahrhundert

Privatbesitz (☞)

d) Philipp Witkop: „Eros“, Leipzig: Eckardt, 1908

UB Heidelberg, G 6888-0-100

e) Marie Luise Gothein: Brief an Eberhard Gothein, „Bonn d. 17.6.“

UB Heidelberg, Heid. Hs. 3487, 246

f) Photographie: Porträt Marie Luise Gotheins, Kniestück, um 1910

Privatbesitz (☞)

Im September 1904 zog Marie Luise Gothein mit ihren drei jüngeren Söhnen von Bonn nach Heidelberg. In diesem Jahr wurde sie 40 Jahre alt, 13 Jahre hatte sie in Bonn verbracht. Eberhard Gothein hatte die Nachfolge Max Webers als Professor für Nationalökonomie angetreten und lehrte schon seit dem Sommersemester 1904 in Heidelberg. Obwohl Weber aus gesundheitlichen Gründen ausgeschieden war, blieb er den-

noch ein viel beachtetes Schwergewicht unter den Heidelberger Intellektuellen und mischte sich auch in die Belange der Universität ein. Zusammen mit seiner Frau, Marianne Weber, bildete er ein intellektuelles Zentrum, das bis heute als Gegenpol und bisweilen Konkurrenz zum Gothein'schen Zirkel angesehen wird. Wenig beachtet wird dabei die Tatsache, dass die sieben Jahre jüngere Marianne Weber schon seit 1897 in Heidelberg lebte und Gothein als Frau in ihrer Lebensmitte erst 1904 nach Heidelberg kam: Sie musste ihre Rolle erst finden.

Eberhard Gothein war einer der letzten in einer langen Reihe hochkarätiger Wissenschaftler, die, in schneller Folge um 1900 herum berufen, den exzellenten Ruf der Universität festigten und jene Jahre als ‚Goldenes Zeitalter‘ in Erinnerungsschriften der Zeitgenossen eingehen ließen. Die Doppelseite der illustrierten Zeitschrift „Die Woche“ von 1907 (II.5a) zeigt das allgemeine Interesse, das den Heidelberger Professoren entgegengebracht wurde – und auch die Ehrerbietung.

Eberhard Gothein wohnte anfangs mit dem ältesten Sohn Wolfgang in einer Pension in Heidelberg, weil dieser hier sein Studium begann. Die Eltern wollten den drei jüngeren Söhnen einen Umzug mitten im Schuljahr ersparen, wie Gothein in der Biographie ihres Mannes erläutert (S. 135). Tägliche Briefe während der Trennungszeit berichten von den ersten Eindrücken Eberhard Gotheins von den Kollegen, vom Hausbau in der Weberstraße in Neuenheim und von täglichen Spaziergängen in der Umgebung Heidelbergs.

Der Ehemann war sich sicher, dass seine Frau sich schwer würde anfreunden können mit den Professorenfrauen der älteren Generation, die ihr intellektuelles Interesse nicht teilten. Er sah voraus, dass sie sich – ähnlich wie in Bonn – männliche Freunde für ihren geistigen Umgang suchen würde: „Und immer wieder kommt mir der Gedanke: Wie wirst Du Dich zu diesen Männern stellen? – Zu den Männern, denn die Frauen sind nichts“ (Heid. Hs. 3484,708).

Zunächst aber stand der Hausbau an. In der Weberstraße 11 in Neuenheim wurde ein repräsentatives Professorenheim im Jugendstil mit historischen Bauelementen errichtet (II.5b). Bis heute erinnert eine Plakette an die einstigen Bewohner.

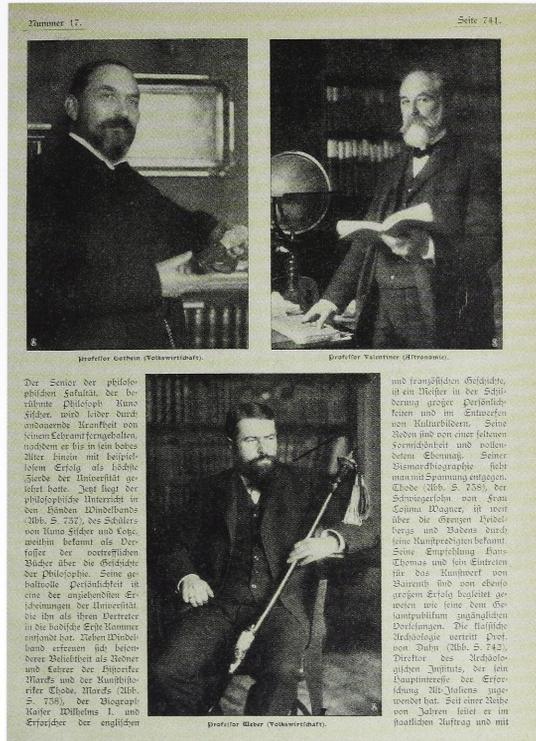


Abb. 26
Die Zeitschrift „Die Woche“ von 1907 ehrt die Heidelberger Professoren, u.a. Eberhard Gothein, Karl Wilhelm Valentiner und Max Weber mit einem Artikel (Kat.Nr. II.5a)

Ein kleines, rot-goldenes eingebundenes Fotoalbum mit Bildern des Interieurs (II.5c), das sich im Familienbesitz erhalten hat, belegt den Anspruch der Gotheins: Die Ausstattung war mit venezianischem Glasluster, Flügel, Orientteppichen und geschnitztem Mobiliar gehoben-bürgerlich. Alle Zimmer präsentierten Kunst oder Reproduktionen bedeutender Werke wie etwa Raffaels „Stanza di Eliodoro“ im Salon oder Tischbeins „Goethe in der Campagna“ am Bücherregal, wobei die Aufstellung der Kunstwerke durchaus hinter-sinnig war. Die Büste Voltaires von Houdon im Esszimmer etwa könnte auf das Bonmot des Philosophen angespielt haben: „Ich habe gefunden, dass Menschen mit Geist und Witz auch immer eine feine Zunge besitzen; jene aber mit stumpfem Gaumen beides entbehren.“

Trotz aller Bemühungen fühlte sich Gothein in den ersten Jahren in Heidelberg jedoch nicht wohl. Wahrscheinlich fiel es ihr auch schwer, sich einzuleben, weil sie anfangs viel auf Reisen war – oder es verhielt sich umgekehrt. Die Haus-haltung belastete sie, im März 1906 schrieb ihr



Abb. 27

Das sorgfältig ausgewählte und arrangierte Interieur des Wohnhauses der Familie Gothein in der Weberstraße 11 zu Beginn des 20. Jahrhunderts (Kat.Nr. II.5c)

Mann an sie: „Das Herz war mir doch etwas schwer als ich gestern Abend von Dir Abschied nahm mit dem drückenden Gefühl, daß Dir Dein eigenes Haus so viel mehr Last als Freude bereitet“ (Heid. Hs. 3484,797). Und einige Tage später bemerkte er: „Ich habe eben auch entdeckt, was uns fehlt in Heidelberg: das Lachen“ (Heid. Hs. 3484,810).

Ernst ging es beispielsweise zu im ‚Eranos-Kreis‘, einem regelmäßigen intellektuellen Gedankenaustausch zu religionsgeschichtlichen Fragen, der abwechselnd im Haus der teilnehmenden Professoren abgehalten wurde – Frauen waren nicht zugelassen. Gothein verschaffte sich auf ihre Weise symbolischen, wenn auch nur virtuellen Zutritt, indem sie in den Jahren 1906 und 1907 zwei Aufsätze zu den Themen des Kreises veröffentlichte (siehe III.3).

Gothein bemühte sich um neue Freundschaften, ein erster Anknüpfungspunkt scheint Else Jaffé gewesen zu sein. Mit ihr und deren Mann Edgar Jaffé ging sie Anfang des Jahres 1907 Skifahren,

wie ein Brief belegt (Heid. Hs. 3484,839); viel später, im „Lebensbild“ ihres Mannes, schreibt Gothein, wie viel sie der geborenen Freiin von Richthofen in ihrem Leben zu verdanken habe (S. 198).

Am Ende des Jahres 1907 brachte Jaffé während ihrer Ehe ein Kind des Psychoanalytikers Otto Groß zur Welt – dessen panerotische Weltanschauung hatte trotz seines kurzen Aufenthaltes in Heidelberg tiefe Spuren hinterlassen. Auch Gothein schien von dieser Bewegung erfasst, die Briefe des Jahres 1908 zeugen von Eberhard Gotheins Missbilligung ihrer Aufenthalte im Münchener Bohème-Milieu (etwa Heid. Hs. 3484, 876). Am 7. Juni 1909 beichtete die Ehefrau ihrem Mann ihre leidenschaftlichen Verstrickungen mit dem Heidelberger Germanisten Philipp Witkop (Heid. Hs. 3487,242). Um einen „gewöhnlichen Ehebruch“ habe es sich dabei nicht gehandelt, versicherte die Ehefrau; auf der Suche nach geistiger Inspiration hatte sie sich jedoch in den 17 Jahre jüngeren

Verfasser naturreligiöser Gedichte, wie sie sein Gedichtband „Eros“ von 1908 (II.5d) versammelt, verlobt.

Der in der Zeit danach folgende Briefwechsel bezeugt das Ringen der Ehepartner, die Gründe für die Entfremdung in ihrem intellektuellen Auseinanderdriften zu finden und sich auf gemeinsamem Boden wieder zu treffen. Der Einfluss Witkops zeigte sich beispielsweise in Gotheins Hinwendung zu Nietzsche, dem Eberhard Gothein eher kritisch gegenüber stand (z.B. Heid. Hs. 3484,958). Gothein schrieb aus Bonn, wo sie nach der Beichte bei Freunden unterschlüpfte:

„Ich muss mir selber helfen, ich muss mich selbst mit mir selbst überwinden. [...] Ich lese Nietzsche jetzt mit ganz andern Augen, ich verstehe ihn tiefer, verwandter, er verlangt das, was ich jetzt so unaufhörlich von mir verlange Selbstüberwindung um höher zu steigen. Denn was ich überwinden muss ist nicht die letzte schreckliche Zeit der Lüge und Doppeltüchtigkeit und des Verrates, nein gerade jene erste Zeit, die mir so viel gegeben hat, in der ich in den Sternen lebte und das Leben eine Weite für mich hatte, wie es nicht wieder kommen kann, sieh das muss ich überwinden und doch für mich retten.“ (II.5e)

Nach dieser Krise schlug Gothein durch ihre neue Freundschaft mit Friedrich Gundolf und den Kontakt zur zweiten Generation der Stefan George-Jünger (siehe II.6) endlich Wurzeln in Heidelberg. Sie hatte sich einer dezidiert ästhetischen Weltanschauung zugewandt, die praktische und politische Aspekte ablehnte. Hierin liegt auch der Grund für Gotheins vielzitierte Konkurrenz mit Marianne Weber – aber nicht nur. Marianne Weber engagierte sich zeitlebens praktisch und theoretisch für die Sache der Frauen, Gothein hatte dieses Thema ebenfalls, in ihrer Bonner Zeit, bewegt; als sie nach Heidelberg kam, hatte sich ihre Meinung dazu jedoch geändert (siehe II.4). Zudem scheint zwischen den beiden Frauen, ja zwischen den beiden Familien, eine gewisse Antipathie geherrscht zu haben, wie Briefe belegen. So schrieb etwa Max Weber am 8. Mai 1910 von Gotheins Besuch in seiner frisch bezogenen Villa:

„– Ist es zu glauben? Hier klingelte es, die Mädchen waren oben, ich machte auf und – Marie Gothein hüpfte, je 3 Stufen auf einmal nehmend, zu einem Tête-à-Tête. [...] Sie ließ sich dann durch den Garten führen etc., sprach von Venedig, von ihrem Mann u. Buch, von allem Möglichen – u. so kam dieser Zettel nicht fort. Damit er Dich noch trifft, schick ich ihn lieber jetzt gleich ab. Erhebliches zu erzählen habe ich ja ohnehin nicht mehr [...].“ (S. 499f.)

Gothein befand sich bei ihrer Ankunft in Heidelberg in einer anderen Lebensphase als Marianne Weber, sie verfolgte andere Ziele und hatte bestimmte Themen für sich bereits abgeschlossen. So schien sie nach außen eine geistige Unabhängigkeit auszustrahlen (II.5f), die in der Erinnerung ihrer Zeitgenossen bisweilen kühl-distanziert wirkte (siehe oben S. 21). So stand Gothein über weite Strecken ihrer ersten Heidelberger Zeit allein da, ohne tiefere Freundschaften und in der schwierigen Lage, sich als intellektuelle Frau ihren Platz in den akademischen Kreisen zu erstreiten. Die Krise zu Beginn ihres fünften Lebensjahrzehnts erwies sich als Katalysator für eine neue Ausrichtung ihres Denkens; privat wurde es ihr nach dem Tiefpunkt des Jahres 1909 möglich, neue Freundschaften zu knüpfen und auch neuen Halt in ihrer Familie zu finden. Und so endete das erste Jahrzehnt Gotheins in Heidelberg mit einem rauschhaft glücklichen Sommer 1914 (siehe II.6). Karin Seeber

Lit.: ESSEN 1995, S. 462, 464–467; GILCHER-HOLTEY 1992; GOTHEIN 1931; GREEN 1976; MAURER 1999, S. 141–143; MAURER 2007, bes. S. 230; ROTH 2012, S. 52–63; SAUERLAND 1995, bes. S. 14; WEBER 1994.

II.6

(Abb. 28, 29)

„Schmelz einer reinen Jugend“ – Gundolf, George, Gothein

a) Marie Luise Gothein: Rezension, Friedrich Gundolf, Shakespeare in deutscher Sprache. Hrsg. und zum Teil neu übersetzt von Friedrich Gundolf, Bd. 1: „Coriolanus“, „Julius Caesar“, „Antonius und Cleopatra“, in: Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, 45 (1909), S. 364–369

UB Heidelberg, G 8070::45.1909 (♾)

b) William Shakespeare: Shakespeare in deutscher Sprache, hrsg., zum Teil neu übers. von Friedrich Gundolf, 9 Bde., Berlin: Bondi, 1908–1914

UB Heidelberg, G 8116

c) Friedrich Gundolf: Brief an Marie Luise Gothein, Darmstadt, „Grünenweg 37. 19. August 1909“

London, Institute of Germanic and Romance Studies, Gundolf G 2/III (Gothein, Marie Luise: 12 letters, 1909–1918) (Reproduktion)

d) Dante Alighieri: Göttliche Comödie. Übersetzt von Otto Gildemeister, Berlin: Hertz, ²1891
UB Heidelberg, G 2862-2 B

e) Dante Alighieri: Stellen aus der Göttlichen Komödie. In genauer Nachbildung der Ur-Schrift, Umdichtung von Stefan George, Berlin: Verl. der Blätter für die Kunst, 1909

UB Heidelberg, G 2386-6 Folio RES

f) Photographie von Ernst Morwitz: Pfingsttreffen des George-Kreises 1919 in Heidelberg
Stefan George Archiv, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, StGAFoto, 495 (☞)

g) Ludwig Thormaehlen: Porträtmaske von Percy Gothein, Bronze, um 1920

Literaturarchiv Marbach, Inv.Nr. Dep.3/0036 a (☞)

Am 27. Mai 1909 schrieb Marie Luise Gothein an ihren Mann:

„Ich habe heute, durch einen Zufall angeregt in die Gundolfsche Uebersetzung hineingesehen, denke er hat das Begrüßungssonnet von [Shakespeares] Romeo und Julie neuübersetzt und völlig verbunzt und dann auch den großen Monolog von Julie, das ist doch toll und das überhäuft man nun mit Lobhudelei – nein, was zu viel ist, ist zuviel.“ (Heid. Hs. 3487,237)

In einem Erinnerungsdokument mit dem Titel „Mein letzter Abend mit Gundolf. Am 2. Juli 1931“, das sie in ihrem letzten Lebensjahr schrieb, ist ihr Urteil ein völlig anderes geworden:

„Seine Entrücktheit von den Dingen dieser Welt ging so Hand in Hand mit seinem Genius – es war das, was ihn so über ihn hinaushob, als wenn ihn nur eine dünne Scheidewand von dem Göttlichen trennte.“

In den dazwischen liegenden 22 Jahren war der Germanist und Dichter Friedrich Gundolf nicht nur ein enger Freund geworden, er war das Bindeglied zwischen Gothein und dem George-Kreis, der ihr Denken im letzten Drittel ihres Lebens stark beeinflusste.

Sinnfälligerweise entstand der Kontakt zwischen Gundolf und Gothein durch eine wissenschaftliche Auseinandersetzung. Im Shakespeare-Jahrbuch von 1909 bespricht sie den ersten Band von Gundolfs Shakespeare-Übersetzung (II.6a) und kritisiert, dass sich der Bearbeiter sprachliche Freiheiten gestattet habe, wie sie sich nur „dem selbständig schaffenden Dichter“ (S. 365) zu kommen würden. Sie listet drei Seiten Belege auf, für die sie das englische Original mit Gundolfs Übersetzung (II.6b) vergleicht, um grammatikalische, stilistische und klangliche Argumente gegen seine Wortwahl in Stellung zu bringen.

Gundolf wehrte sich in einem Brief, der sich heute im Institute of Modern Languages der University of London befindet (II.6c), gegen Gotheins Vorwürfe. Er bestand auf seinem ästhetischem Recht, Wort-Neubildungen zu verwenden, denn: „Jede einzelne Kühnheit und Gewaltsamkeit ist besser als eine allgemeine Flaubeit“. Er griff sie an: „Mehrere Ihrer Einwände kommen aus der Abneigung gegen den körperlichen Ausdruck, gegen das sinnliche Sehen“. Und er versicherte ihr:

„Glauben Sie mir, sehr geehrte Frau, ich habe für jede Wendung, jedes Wort und jede Ändrung, nicht nur den dichterischen ‚Einfall‘, das sprachliche Erlebnis, sondern auch meine wohlerwogenen Gründe; das genaueste Abtönen aller Begriffe und Klänge, Bilder und Valeurs nach dem ganzen Komplex in dem sie wirken sollen, ist ebenso unumgängliche Vorarbeit meiner Verdeutschung, wie die strengste philologische und kritische Textherstellung.“

Am Ende des Briefes stellte er die Möglichkeit in Aussicht, sich persönlich über das Thema auseinanderzusetzen – was auch bald darauf geschah. Else Jaffé vermittelte den Kontakt, wie Gothein im „Lebensbild“ ihres Mannes berichtet, indem sie ihre Freundin zu sich, auf neutrales Terrain einlud, um den jungen Kontrahenten zu treffen. In ihren „Erinnerungen



Abb. 28
Pfingsttreffen des George-Kreises 1919 in Heidelberg, darunter Percy Gothein (stehend, 2. v.r., Stefan George links sitzend) (Kat.Nr. II.6f)

an den Sommer 1914“ aus einem unveröffentlichten Buch ihres Sohnes Werner, das in der Universitätsbibliothek Basel im Nachlass Salin aufbewahrt wird, beschreibt Gothein symbolträchtig dieses erste Zusammensein, bei dem sie als erstes der „Schmelz einer reinen, unaussprechlich rührenden Jugend“ (S. 232) an Gundolf faszinierte. Auf Jaffés Frage nach der empfehlenswertesten Dante-Übertragung riet Gothein zur Bearbeitung Otto Gildemeisters (II.6d), doch sie wurde unterbrochen:

„Kennen Sie die Uebertragungen von Stefan George?“ mischte sich Gundolf ins Gespräch. Ich verneinte, ich hatte sie zufällig gerade im Schaufenster ausliegen sehen und den Wunsch verspürt, sie kennen zu lernen. „Nun“, rief Gundolf, „Ich habe zufällig ein Exemplar bei mir, und wenn es Frau Jaffé erlaubt, würde ich Ihnen gerne daraus etwas vorlesen“. Wie gerne stimmten wir zu, und unter der Lam-

pe stehend, den Körper leise dem Rhythmus hingebend, las er die herrlichen Terzinen des Gebetes des heiligen Bernhard, das Leuchtendste, was mir an Nachbildung fremder Rhythmen in deutscher Sprache bekannt ist.“

Es muss sich um die Erstausgabe von Georges Dante gehandelt haben, bei dem die Schriftprobe des Dichters als Faksimile für den Druckstock verwendet wurde (II.6e). So wurde Gothein für den äußeren Kreis Stefan Georges gewonnen; Edgar Salin, George-Jünger und Assistent von Eberhard Gothein, schreibt in seinen Erinnerungen „Um Stefan George“ über die wichtige Rolle Gotheins für den ‚Kreis‘: Dieser traf sich in ihrem Haus, es wurden Gedichte vorgelesen und interpretiert und die Hausherrin „obwohl schon Mitte der 40 stehend, besass [...] eine natürliche Jugendlichkeit, die den vertrauten Verkehr mit der Jugend fast wie mit Gleichaltrigen ermöglichte [...]“ (S. 104).



Abb. 29
Bronzene Porträtmaske Percy Gotheins von Ludwig Thormaehlen, um 1920 (Kat.Nr. II.6g)

Der Kontakt mit den Georganern, zu denen – außer Gundolf – Salin, der Hölderlin-Herausgeber Norbert von Hellingrath und der Psychotherapeut Gustav Heyer gehörten, wurde für Gothein zum zweiten Frühling, vor allem zu einem Nacherleben der verwehrt Studentenzzeit. In ihren „Erinnerungen an den Sommer 1914“ schreibt sie von zwei Festen, die der ‚Kreis‘ zur Sommersonnenwende 1913 und 1914 auf dem Königstuhl feierte. Zusammen mit den jungen Leuten tanzte sie die Nacht durch und fühlte sich ganz „studentisch“ (S. 223).

Während Gothein sich an Gundolf und seine Adepten hielt und zu dessen Entwicklung in den „Erinnerungen“ bemerkte: „Erst ganz allmählich, unmerklich wuchs aus der Hingabe an den Meister die eigene Mitte“ (S. 233), geriet ihr jüngster Sohn Percy in unmittelbare Nähe Georges. Im September 1910 hatte ‚der Meister‘ das Nesthäkchen der Gotheins auf der Neckarbrücke gesehen und, weil er an Percy Ähnlichkeit mit „einem archaischen relief“ feststellte, Gundolf gebeten, den Kontakt zu den Eltern herzustellen:

„der knabe ist ADELIG. Daraus ist alles zu machen und jede andre eigenschaft ist dagegen sekundär. Er ist freilich nicht eindeutig [...] und hat jezt schon mehre sehr verschiedene gesichter und [ist] ganz naturgemäss als sohn von zweien geist-eltern schon sehr bewusst (kritisch). Wenn du seine eltern siehst so sag dass ich bald nach Heidelberg komme und des längeren mit ihnen sprechen würde – besonders bitt ich darum seine mutter. Ich glaube sogar du kannst ihr ruhig diesen brief zeigen. Um an sie selber mit solcher freiheit zu schreiben hab ich noch nicht ton und recht.“ (Darmstadt, 8.5.1911) (nach KLUNCKER, S. 8/9)

George und die Eltern Percys hatten in der folgenden – komplizierten – Beziehung zwischen ‚Meister‘ und ‚Jünger‘ auch persönlich Kontakt, wobei Eberhard Gothein den Georganern gegenüber seine „alte Abneigung gegen Sektenwesen und alle Geheimbündelei mit ganzen oder halben Mysterien nicht unterdrücken“ konnte, wie er in einem Brief von 1911 schrieb (Heid. Hs. 3484,1084). Marie Luise Gothein hingegen korrespondierte mit George über die Entwicklung ihres Sohnes und versuchte in Krisenzeiten zwischen ihm und seinem ‚Meister‘ zu vermitteln. Auch unabhängig von ihrer Mutterrolle suchte sie Kontakt zu George, wie etwa ein Brief aus Griechenland an ihn belegt, in dem sie sich in ihrer Beschreibung Delphis an seine poetische Sprache anlehnt.

Als Weltanschauung wog sie Georges Programm aber durchaus gegen andere Strömungen in ihrem Umfeld ab, wie ein Brief von 1920 über ein Gespräch mit Alfred Weber bezeugt (Heid. Hs. 3487,583). Als Frau hatte Gothein ohnehin keinen Zugang zum engeren George-Kreis und George urteilte über sie in einer hermetischen und doch erbarmungslosen Bemerkung: „Es gibt auch ein kaltes Feuer, wie es eine trockene und eine saftige Verrücktheit gibt. Die trockene, das ist die schreckliche“ (nach LANDMANN, S. 104). Percy wurde erst 1919, mit 23 Jahren, nach Jahren der Werbung um die Gunst Georges offiziell in dessen Kreis aufgenommen. Das Foto von diesem Heidelberger Pfingsttreffen (II.6f) und Ludwig Thormaehle's Porträtmaske

(II.6g), die zu einer Gruppe ähnlicher Porträts von Kreismitgliedern gehört, zeugen von dieser Initiation.

Als Gundolf endgültig 1926 wegen seiner Heirat mit Elisabeth Salomon von Stefan George verstoßen wurde, hielt Gothein an ihrer Freundschaft unverbrüchlich fest. Sein unerwarteter Tod im Juli 1931 bedeutete für sie eine Katastrophe, wie der letzte – ganz georgeanisch inspirierte – Satz ihrer Erinnerungsschrift „Mein letzter Abend mit Gundolf“ zeigt: „*Und nun erlosch die reine Flamme, und wir müssen ohne ihren Glanz im Schatten weiterleben*“ (S. 240). Edgar Salin berichtet in seinem Gedenkaufsatz über Gothein in „Ruperto Carola“ von 1963 von der „*Verzweiflung des Herzens*“, mit der sie auf den Tod Gundolfs reagierte und interpretiert diesen Verlust so:

„*Erst als gegen Ende des Jahres die Nachricht ihres Todes kam, habe ich verstanden, daß die immer Lebensbejahende die Hoffnung verloren hatte, den Absturz zu überleben und an neuem Aufstieg mitzubauen.*“ (S. 85)

So blieb Gundolf noch in seinem Tod ein wirkmächtiges Symbol für Gotheins Denken und Weltsicht. Karin Seeber

Lit.: AURNHAMMER 2012, S. 79, 1382–1384, 1385–1386, 1387–1390, S. 1404–1409; GOTHEIN, Erinnerungen; GOTHEIN, Gundolf; Marie Luise GOTHEIN: Brief an Stefan George, „Delphi d. 29.11.11“, in: Nachlass George, George III. 4333; GOTHEIN 1931; KARLAUF 2007, S. 420–422; KLUNCKER 1986; LANDMANN 1963; MAURER 2010, S. 194–212; SALIN 1954; SALIN 1963.

II.7

(Abb. 6, 30, 31)

„*Ich habe mich in meine Arbeit verbissen*“ – Krieg und Nachkriegsjahre

- a) Photographie: Wilhelm Gothein (1888–1914), Brustbild, undatiert
Privatbesitz
- b) Briefserie (31 Blätter) von Marie Luise Gothein an Wolfgang Gothein, „d. 3.8.14“ – „d. 10. Dezember“ [1914]
Privatbesitz

c) Werner Gothein: Die Seiltänzerin und ihr Clown. Eine Erzählung in Holzschnitten, Schwennungen: Lovis-Presse, 1949

UB Heidelberg, 81 B 2548 KDR

d) Meldekarte der Familie Gothein der Stadt Heidelberg, 1904–1931

Heidelberg, Stadtarchiv Meldekarte Eberhard Gothein

e) Marie Luise Gothein: Brief an Eberhard Gothein, „Dahlem d. 19.1.20“

UB Heidelberg, Heid. Hs. 3487,558 (♣)

f) Photographie: Hochzeit von Wolfgang Gothein und Erica Strömer in Dahlem, Ende Februar 1921

Privatbesitz (♣)

g) Kālidāsa: Sakuntala (kürzere Textform), mit kritischen und erklärenden Anmerkungen hrsg. von Carl Cappeller, Leipzig: Haessel, 1909

UB Heidelberg, G 1811-7

h) Photographie: Marie Luise und Eberhard Gothein im Garten, 1920

Universitätsarchiv Heidelberg, UAH Pos I 01076 (♣)

In einem der ersten Kämpfe des 1. Weltkriegs starb am 22. August 1914 Wilhelm Gothein (II.7a) 26-jährig an einem Herzdurchschuss. Vor dem Krieg hatte er gerade eine vielversprechende Architektenlaufbahn in Köln begonnen. Die Eltern waren monatelang im Unklaren darüber, was ihrem Sohn zugestoßen war.

Im Familienbesitz hat sich ein Stapel Briefe aus den ersten Kriegswochen und -monaten erhalten (II.7b), die Gothein an ihren ältesten Sohn Wolfgang schrieb, der als Arzt in Ostafrika arbeitete und von dem ebenfalls zeitweise keine Nachricht kam. Es ist fraglich, ob diese Briefe jemals verschickt wurden; die Blätter sind nicht gefaltet und Gothein schrieb selbst, dass die Postbeförderung zwischen Deutschland und den Kolonien unterbrochen sei. Wahrscheinlich nutzte die Mutter das Schreiben als therapeutische Maßnahme, um wenigstens in Gedanken mit Wolfgang in Verbindung zu bleiben. Nervös, atemlos mutet der Stil der Briefe an, an wenigen Stellen zeigt sich Kriegsbegeisterung – „*Unser Heer lässt sich augenscheinlich durch Festungen nicht mehr aufhalten, die neuen Kruppschen Geschütze scheinen unfehlbar zu sein*“ (am 29. August

1914) – die jedoch sehr bald einer zermürbten Resignation weicht:

„– allerdings ist von Willi seit 11 Tagen keine Nachricht [...], das ist bitter und schwer zu tragen.“ (29. August)

„Heute geht nun der erste dieser schrecklichen Kriegsmonate zu Ende – in banger Spannung warten wir auf eine Entscheidungsschlacht zwischen Oestereichern und Russen die seit vielen Tagen im Gange ist. Von Willi ist noch keine Spur einer Nachricht – manchmal ist das so hart, dass man meint es nicht ertragen zu können.“ (31. August)

„Ich würde öfter schreiben, wenn nicht die Sorge um Willi von dem jede Nachricht ausbleibt mir allen Mut nähme. Heute ist wieder die Nachricht von dem Fall von Maubeuge [...]“ (8. September)

„Mein geliebter armer Junge! Eben kommt vom Kolonialamt die Nachricht, dass du im Nyassaland gefangen wärst. Ach all unsere Gedanken waren die letzten Wochen dem Schicksal Willis zugeneigt. Nach unsäglicher Mühe, haben wir endlich herausbekommen, dass er schon am 22. August in einem Gefecht

nordwestlich von Neufchateau verwundet sei und zwar an Fuss und Kniee, das Gefecht war siegreich, trotzdem heisst es, dass eine Gefangenschaft möglich sei – dies ist unsere letzte Hoffnung [...]“ (16. Oktober)

Die Briefserie schließt mit einem Fragment vom 15. November, in dem Gothein einen Anlauf machte, über Willi zu schreiben, um schließlich am 10. Dezember die endgültige Todesnachricht zu überbringen. Voran geht eine lange Reflexion über die abstrakte Kunst des dritten Sohnes Werner (II.7c):

„Werners bester künstlerischer Anwalt ist ihm in Willi hingegangen, wie oft hat dieser seine Sache bei uns verfochten und in der ersten Zeit besonders unser Verständnis zu erschliessen versucht. Als Papa Mitte November nachdem uns am 30sten Oktober endlich nach mehr als zwei Monaten die Nachricht erreichte dass Willi am 22 August gefallen war, sagte Werner – sein schönster Lebensplan wäre gewesen mit Willi zu schaffen, dessen Monumentalbauten einmal auszumalen und seine eigne Kunst so zu einer Monumentalkunst zu erheben.“



Abb. 30
Porträtphotographie von Wilhelm Gothein, der im 1. Weltkrieg starb (Kat.Nr. II.7a)

In der Korrespondenz der zwei folgenden Jahre zwischen Gothein und ihrem Mann taucht der Name Willi fast nicht auf. Ihre Briefe sind von einem verschlossenen, unfreundlichen Ton geprägt. Erst 1916 ließ Gothein wieder Gedanken an ihn zu. Mit Werner zusammen, der in Wolfratshausen als künstlerischer Eremit lebte, planten sie die Umgestaltung eines Hauses und Gartens und hier war der ältere Bruder in den Gedanken seiner Familie dabei (Heid. Hs. 3487,474). 1920 schrieb Gothein in melancholisch-transzendenter Allusion an ihren Mann:

„– ‚die Brücke der Toten‘, Willi's Bild ist mir in diesen Tagen so besonders nah, fragend drängend, als wollte er etwas besonders von mir – könnte ich ihm noch mehr geben? Ich weiss es nicht.“ (Heid. Hs. 3487,555)

Es war preußische Disziplin, mit der Gothein den Schicksalsschlägen des Krieges begegnete. Als der jüngste Sohn Percy im Juni 1915 einen Streifschuss am Kopf erlitt, reiste sie ins Lazarett nach Dessau, um ihn zu pflegen. Mit dem



Abb. 31

Hochzeit von Wolfgang Gothein und Erica Strömer in Dahlem, Marie Luise Gothein in der Mitte der zweiten Reihe neben dem Bräutigam, Ende Februar 1921 (Kat.Nr. II.7g)

sachlich-analytischen Blick der Krankenschwester berichtete sie über seinen Zustand (Heid. Hs. 3487,434) und setzte sich für eine Verlegung des Sohnes nach Heidelberg ein. Gleich zu Beginn des Krieges hatte sich Gothein zur Krankenschwester für das Heidelberger Lazarett ausbilden lassen, in den ersten Kriegsbriefen an Wolfgang berichtete sie belustigt, wie sie sich mit seinen Büchern aus dem Studium vorbereitete, etwa Werner Spalteholz' „Handatlas und Lehrbuch der Anatomie des Menschen“.

Während der Zeit in Dessau starb auch Gotheins Bruder, Arthur Schröter, in Berlin und so forderten die ersten beiden Kriegsjahre psychisch ihren Tribut. Ende Juli schrieb Gothein nach ihrer Rückkehr nach Heidelberg:

„Von mir kann ich dir leider gar nichts sagen, ich habe jetzt manchmal das Gefühl als wenn in mir etwas vor Müdigkeit eingeschlafen ist, das ich mit aller Gewalt nicht wecken kann, dieses etwas aber ist wohl mein eigentliches Selbst und was hier nun

weiter lebt ist nur ein unruhiges gleichgültiges Nichts – [...]“ (Heid. Hs. 3487,453)

In der Biographie über ihren Mann schreibt sie: *„Für Gothein gab es nur ein Mittel, um Sorge und Schicksal zu bekämpfen, das ihm immer als das einzige erschienen ist: Arbeit“* (S. 261). Dieses Manifest trifft auch auf die Ehefrau zu. Doch gerade die intellektuelle Auseinandersetzung in diesen Jahren zeigt, wie sehr Gothein durch Krieg und Nachkriegsjahre aus dem Gleichgewicht geraten war. Verbissen hielt sie an ihrer Lektüre und deren Analyse fest, fand jedoch keinen Halt daran. Aus Dessau schrieb sie ihrem Mann: *„Schicke mir französische Lektüre – ich glaube das zieht mich jetzt am besten ab aber gleich damit ich es sobald wie möglich habe“* (Heid. Hs. 3487,443). Als sie sich 1919 in einem Sanatorium bei Freiburg von einer Grippe, vielleicht einer letzten Welle der Spanischen Grippe, erholen sollte, übersetzte sie Shakespeares „Cymbelin“ und „Wie es euch gefällt“ (siehe III.2) in einem geradezu ungeduldigen Trotz:

„[...] um mich zu betäuben meine dumme Krankheit und meine Einsamkeit les und arbeite ich unablässig [...]. Ich habe schon weit über die Hälfte von *Cymbelin* übersetzt“ (Heid. Hs. 3487,533)

Die Alltagshärten führten dazu, dass Gotheins nach dem Krieg das ihnen zu groß gewordene Haus mehr und mehr aufgaben, Kohlen für die Zentralheizung wurden knapp, es war kein Dienstpersonal mehr zu finden: Immer öfter begab sich das Ehepaar auf Reisen, ab dem 2. März 1923 war es gar nicht mehr in Heidelberg gemeldet, wie die Meldekarte aus dem Heidelberger Stadtarchiv bezeugt (II.7d). Gothein hielt sich häufig in Wolfratshausen bei München auf, wo Else Jaffé lebte. Im Sommer 1919 flüchtete sie sich auf die Tromm im Odenwald und hatte Angst vor dem „*Hasten von Kleinem zu Kleinem*“, das sie zuhause erwartete (Heid. Hs. 3487,522).

Auch die Sorge um die politischen Verhältnisse prägt die Korrespondenz der Nachkriegsjahre. Gothein lehnte die Weimarer Republik vehement ab, was ein Brief aus Dahlem von 1920 verdeutlicht:

„Das ganz Verzweiflungsvolle ist ja nur jetzt, dass die sogenannte Regierung bei uns nicht führt, sondern von den jeweiligen Ereignissen geschoben wird. Dass es möglich ist, dass ein Mann wie Ebert immer weiter an der Spitze steht, der trotz der ‚Majestätsbeleidigung‘ weder Ehre noch Würde im Leibe hat, aber schlimmer noch auch keinen Gedanken im Kopf.“ (II.7e)

Die Rettung für die politischen Verhältnisse sah Gothein wohl in einer Art platonischem Philosophenstaat, auch wenn sie dies nicht explizit aussprach. Oft entwarf sie ein Bild von der geistigen Elite, die aktiv ins politische Geschehen eingreifen kann:

„Und doch tief erschütternd ist das Bild, das er [John Maynard Keynes], vom allgemeinen europäischen Elend und Niedergang entwirft – unsere Dichter haben es uns gepredigt, die Gelehrten sehen die Katastrophe zeigen sie fortwährend dem Volke, aber es sieht nicht,

es hört nicht, kann nicht sehen und hören, weil dem grossen Verhängnis die kleinen Menschen nicht gewachsen sind, Keine nirgendwo!“ (Heid. Hs. 3487, 560)

Diese Überzeugung von der Wirksamkeit der Wissenschaft ist der Grund dafür, warum Gothein gerade in dieser Krisenzeit an der geistigen Tätigkeit festhielt. Mit der ihr eigenen Hartnäckigkeit überwand sie die persönliche Krise, in die sie der Krieg gestürzt hatte, und gelangte durch ihr Studium des Sanskrit und des indischen Dramas zu neuen Lebensinhalten.

1921 heiratete Wolfgang in Berlin-Dahlem (II.7f), Gothein war schon Wochen vorher da, um bei den Hochzeitsvorbereitungen zu helfen. Sie schrieb an den Ehemann, dass sie „immer nur verstohlen zum Sanscrit“ komme (Heid. Hs. 3487,594), sie übersetzte das indische Nationaldrama (II.7g): „*Sakuntala komme ich langsam vorwärts [...] aber die Schilderung der Wagenfahrt des Königs klingt wunderschön*“ (Heid. Hs. 3487,589).

Im November 1923 starb Eberhard Gothein unerwartet in Berlin an der Grippe. Das letzte gemeinsame Photo zeigt das Ehepaar im Garten (II.7h). Wie sehr Gothein ihren Mann als Lebens- und geistigen ‚Sparringspartner‘ vermisste, belegen Tagebucheinträge, die ihr Sohn Werner in seinem Erinnerungsbuch zusammenstellte. Ihre Überlebensstrategie lautete jedoch wiederum: geistige Beschäftigung. 1925 verließ Gothein Deutschland mit den Zielen Indonesien, China und Japan, um sich neue geistige Gebiete zu erschließen.

Karin Seeber

Lit.: GOTHEIN, Briefe und Tagebücher, S. 158; GOTHEIN 1931, S. 257–258.

II.8

(Abb. 32, 33)

„Ich bin wenig für schnelles und dann doch immer oberflächliches Sehen geschaffen.“ – die Fernostreise 1925/1926

a) Willem van Gelder: Atlas Sekolah Hindia Nederland, Groningen: J.B. Wolters, 1911 Universität Heidelberg, Südasiens-Institut, 372 adm 85/7208 Atlas

- b) Marie Luise Gothein: Photoalbum mit gestreiftem Stoffeinband und Blumen, 1925–1931 Privatbesitz
- c) Marie Luise Gothein: Tagebuch 1 der Fernostreise (Java), 1925 Privatbesitz (☞)
- d) Photographie: Marie Luise Gothein im Kreis ihrer Familie auf Java, „Banjoemas, Sonntag 4. Juli, 1926“ Privatbesitz (☞)
- e) Marie Luise Gothein: Tagebuch 3 der Fernostreise (Bali), 1926 Privatbesitz (☞)
- f) Nicolaas J. Krom: Inleiding tot de Hindoe-Javaansche Kunst, s-Gravenhage: Nijhoff, 1923 UB Heidelberg, C 6313-22::1-3
- g) Marie Luise Gothein: Notizbuch zur „Kunst in Java“, 1925/1926 UB Heidelberg, Heid. Hs. 3492,7 (☞)
- h) Marie Luise Gothein: Tagebuch 2 der Fernostreise (Java), 1926 Privatbesitz (☞)

Im Mai 1925 brach Marie Luise Gothein mit dem Schiff nach Niederländisch-Indien auf, dem heutigen Indonesien. Ihre Reise durch Asien dauerte annähernd zwei Jahre und führte sie zunächst nach Zentral-Java, in den Distrikt Banjoemas, wo ihr Sohn Wolfgang mit seiner Familie lebte und im holländischen Kolonialdienst als Tropenarzt arbeitete (II.8b–d). In den folgenden Monaten bereiste Gothein weite Teile Javas und Balis. Im September 1926 verließ sie Java mit dem Schiff Richtung Shanghai, um von dort nach kurzem Aufenthalt weiter nach Japan und über Hongkong nach Peking zu reisen. Den Verlauf ihrer Reise und ihre vielfältigen Reiseeindrücke dokumentierte Gothein detailgenau in insgesamt sieben Notizbüchern. Aufgrund des Itinerarcharakters der Tagebücher lassen sich Ort und Zeit ihrer Reisestationen sehr gut nachzeichnen. Zu Beginn ihrer Reise hielt Gothein ihre Eindrücke regelmäßig fest, doch je länger die Reise durch Asien andauerte, umso häufiger notierte sie das Erlebte und Gesehene rückblickend. Sprachlich wirken ihre Tagebücher sachlich und sie blieb zurückhaltend in der Schilderung persönlicher Dinge. Ihre Tagebuchaufzeichnungen beginnen am 11. Mai 1925; da befand sie sich bereits mit

dem Schiff auf der Straße von Messina. Die üblichen Schiffsrouten zu dieser Zeit verliefen von Rotterdam durch das Mittelmeer und den Suezkanal nach Colombo auf Sri Lanka. Nach kurzem Aufenthalt in Colombo ging es weiter nach Singapur, wo Gothein auf einen Frachtdampfer wechselte. In ihrem Tagebuch hielt sie fest, sie habe sich „eine Einzelkabine erkämpft, allerdings um den Preis, daß sie sehr ungünstig liegt“ (II.8c, Bl. 28r). Nach weiteren drei Tagen auf See kam sie am 11. Juni 1925 in Batavia (Jakarta) an (II.8a).

Reisen nach Asien waren in den 1920er Jahren für das gut situierte Bürgertum keine Seltenheit mehr – die Schiffsrouten nach Fernost wurden von Mai bis September regelmäßig bedient, der Bau des Suezkanals Mitte des 19. Jahrhunderts und die Dampfschiffahrt hatten die Reisezeit von mehreren Monaten auf einige Wochen verkürzt und die Kolonien boten Karriere- und Aufstiegsmöglichkeiten für Männer, die für sich im von der Wirtschaftskrise geprägten Deutschland der Weimarer Republik nur wenig Chancen sahen.

„Nun bleiben die Menschen, diese Wandergefährten einer kurzen Lebensstrecke. Die meisten von ihnen kennen die Tropen noch nicht, sie treibt die gleiche Erwartung wie mich und das gibt auch eine gewisse Verbindung. Rein geistige Liebe aber hat kaum einer. Der Baron will Jagd und Abenteuer suchen [...] Ein jung verheiratetes Paar will in Bangkok sein Glück suchen, er als Chirurg [...]“ (II.8c, Bl. 13r–14v)

Nach 1900 hatte die niederländische Kolonialregierung die Beschränkungen für Privatreisen auf dem Archipel gelockert, so dass die Anzahl der touristisch Reisenden zunahm, für die Java mit seinen Naturschönheiten das Hauptziel darstellte. In den 1920er Jahren, zur Zeit der Reise Gotheins, gab es bereits Straßenkarten und Wegbeschreibungen zu den Hauptattraktionen Javas und Balis. So entsprach zum Beispiel ihre zehntägige Rundreise durch Bali, die sie am 6. August 1926 begann, mit Stationen u.a. in Kintamani (Besichtigung einer öffentlichen Badeanlage) oder dem Besuch des Tempels Pura Kehen, den damals üblichen touristischen Routen.

„Hier ist eine große Badeanlage die wohl auch ziemlich neueren Datums ist. Die Anlage an sich ist schon interessant, es sind drei Becken, das 3te tiefer gelegen das äussere hinterste für Frauen, [...] Der Ausdruck Becken stimmt nicht ganz oder höchstens für das Pferdebecken. Es sind schmale Kanäle in die die Menschen sich hineinstellen und sich von den vielen neben einander angebrachten Pandjoerans überströmen lassen.“ (II.8e, Bl. 8v–9r)

Auch wenn Gotheins Ziele ‚touristisch‘ gewesen sein mögen und sie nicht den Anspruch hatte, in unbekanntes Territorium vorzudringen, so war ihr Blick auf die Kulturdenkmäler und die kulturellen Traditionen der bereisten asiatischen Länder gerichtet und – das zeigen ihre Tagebücher sehr deutlich – „wenig für schnelles und dann doch immer oberflächliches Sehen geschaffen“ (Tagebuch 4 der Fernostreise [China], Bl. 32r). Sie näherte sich den Bauwerken als Wissenschaftlerin, beschrieb Tempelanlagen mit größt-

möglicher Akribie, photographierte und zeichnete Grundrisse nach:

„Den 7ten zog ich gleich nach Tisch aus, nach der außerhalb gelegenen pura Kehem. Es ist ein höchst interessanter Tempel der aber auch vom Erdbeben sehr gelitten hat. Er ist an der Berglehne aufgebaut in vier Terrassen, die unterste sehr hoch mit imposanter Treppe die von Götterbildern eingesäumt zur Seite dehnen sich eine große Reihe schmaler Terrassen, ich habe ein Bild davon genommen, links auf der obersten Terrasse steht eines der hübschen Opferhäuschen mit steinernem Unterbau und einem [unleserlich]dach auf Holzsäulen, oben bekrönt die Treppe ein leider eingestürztes Tor, aus grauem Stein errichtet, das ursprünglich sehr schön gewesen sein muss.“ (II.8e, Bl. 15r–15v)

Die eigenen Beobachtungen vor Ort (II.8h) ergänzte Gothein durch das Studium wissenschaftlicher Fachliteratur. In der Bibliothek von



Abb. 32

Marie Luise Gothein zu Besuch bei der Familie ihres Sohnes Wolfgang auf Java, Juli 1926 (Gothein rechts sitzend mit ihrem Enkelkind auf dem Schoß) (Kat.Nr. II.8d)

Batavia exzerpierte (II.8g) sie Werke von Nicolaas J. Krom zur Tempelanlage Borobodur und zur hindu-javanischen Kultur auf niederländisch (II.8f). Sie sammelte Material zum javanischen Wayang-Spiel und las den kolonialkritischen Roman „Max Havelaar“ (1860) des Niederländers Eduard Douwes Dekker (II.8c, Bl. 103r–106v). In vielen ihrer späteren Publikationen griff Gothein auf diese Aufzeichnungen und Exzerpte, die während ihrer Fernostreise entstanden sind, als Quellenmaterial zurück (siehe III.4 und III.5). Erfolgte die Annäherung an die Geschichte und Kultur der bereisten Länder intellektuell, so war Gotheins Zugang zur Naturlandschaft unmittelbarer – durch ausgedehnte Wanderungen suchte sie die aktive Begegnung mit der Natur, nahm die Schönheit und Üppigkeit der sie umgebenden Landschaft und die Begegnung mit einheimischen Menschen und deren Alltagsleben vorurteilsfrei wahr:

„Unten zu Füßen des Tempels war eine überaus lustige Gruppe von Männer Frauen und Kinder versammelt, die Männer beschäftigten sich z.T. ihre Hähne zum Kampf zu üben, die Jungen tanzten und schrien das helle Gelächter der Frauen wurde lauter wenn ich mich zeigte. Von der Fülle der Kampfhähne, die überall in dem Ort herum in den geflochtenen Körben stehen kann man sich keinen Begriff machen, ich wenigstens hatte doch schon soviel von der Leidenschaft der Balier für Hahnenkämpfe gesehen, aber welchen Umfang diese hat, das ist mir erst klar geworden, als ich die hunderte und hunderte von Käfigen gesehen habe, die überall auf der Straße zum Verkauf stehen, [...]“ (II.8e, Bl. 16v–17r)

„Am nächsten Tag wachte ich einem strahlenden Morgen entgegen. [...] so wollte ich doch wenigstens eine kleine Wanderung bis zum Gammon-ga fuchi machen. Und wie belohnt wurde ich; köstlich die herbstliche Morgenfrische mit ihren leuchtenden Farben. Immer am Fluss entlang wanderte ich bis zu einem kleinen Dörfchen wo eine Holzbrücke über den schönen sprudelnden Gebirgsbach führt dann jenseits noch ein Stückchen und man kommt in tiefer Wald und Felsenland-

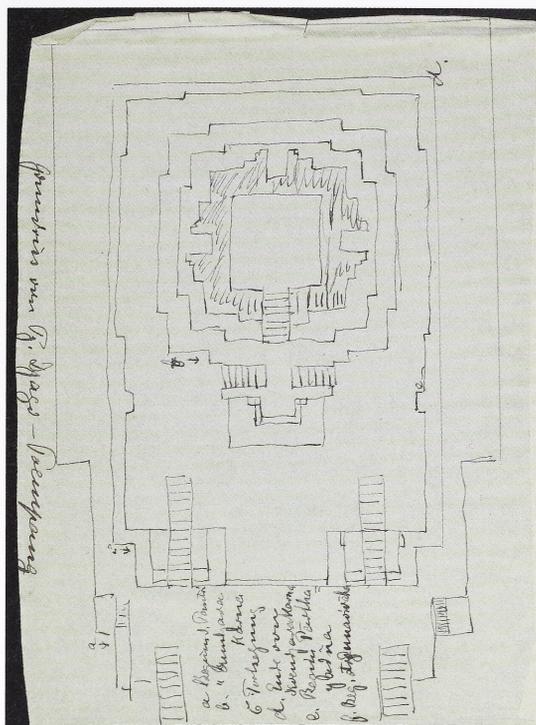


Abb. 33
Grundrisssskizze aus Marie Luise Gotheins Notizbuch zur „Kunst in Java“, 1925/1926 (Kat.Nr. II.8g)

schaft zu der langen Reihe von Buddhas, die auch heute noch grosse Verehrung geniessen, [...]“ (Tagebuch 6 der Fernostreise [Japan], Bl. 66v–67r)

So zeichnen die Reisetagebücher ein Bild von Gothein als Kulturhistorikerin, die sich mit wissenschaftlichem Anspruch eine neue Welt erschloss.

Nicole Merkel

Lit.: CRIBB, Digital atlas; CRIBB 2004; MAURER 2010.

II.9

(Abb. 34, 35)

„Die Universität, in sie mündet alles“ – Ehrenpromotion 1931

a) Promotionsurkunde für Marie Luise Gothein, Heidelberg, 21. Februar 1931

Universitätsarchiv Heidelberg, H-IV-102/153, fol. 108 (☞)

b) Marie Luise Gothein: Dankrede anlässlich der Ehrenpromotion, in: Werner Gothein: Marie Luise Gothein. Briefe und Tagebücher (Ihren Freunden gewidmet), Typoskript

Universitätsbibliothek Basel, Nachlass Salin, B 214, S. 16–19 (Reproduktion)

c) Photographie: Alte Aula, Universität Heidelberg, undatiert (nach 1886)

UB Heidelberg, Graph. Slg. A 779,1 (☞)

d) Friedrich Gundolf: Laudatio anlässlich der Ehrenpromotion von Marie Luise Gothein

UB Heidelberg, Heid. Hs. 3494,12 (☞)

e) Mappe mit 34 Gratulationstelegrammen und Briefen zur Verleihung der Ehrendoktorwürde von Alfred Weber, Marianne Weber, der Gesellschaft für Gartenkunst, Viktor von Weizsäcker, Karl Jaspers u.a.

UB Heidelberg, Heid. Hs. 3491

f) Photographie: Marie Luise Gothein am Schreibtisch, wahrscheinlich in Heidelberg, Im Gabelacker 13, undatiert (um 1930)

Privatbesitz (☞)

Am 21. Februar 1931, zehn Monate vor Marie Luise Gotheins Tod, verlieh ihr die Universität Heidelberg die Ehrendoktorwürde. Die Promotionsurkunde (II.9a) wird bis heute im Universitätsarchiv aufbewahrt; als Begründung und Zusammenfassung von Gotheins Leistungen liest sich dort:

„Die Philosophische Fakultät hat Frau Marie Luise Gothein in Heidelberg, der in seltener Weise vielseitigen und fruchtbaren Schriftstellerin, welche die verschiedensten wissenschaftlichen Gebiete befruchtet, in ihren Übersetzungen künstlerische Interpretationen großer Dichter geboten und in der Lebensbeschreibung ihres Mannes ein Stück deutscher Kultur- und Geistesgeschichte lebendig gemacht hat, für dieses außerordentliche Gesamtwerk Titel und Würde eines Doktors der Philosophie ehrenhalber verliehen.“

Interessant ist die Gewichtung des Erreichten: Gotheins Vielseitigkeit wird gerühmt, wobei ihre Übersetzungen und vor allem die Biographie über ihren Mann, Eberhard Gothein, die kurz zuvor erschienen war (siehe III.6), hervorgehoben werden. Dabei ist die „Befruchtung“ verschiedener Wissenschaften eine eher dienende Tätigkeit, als aktive Leistung wird jedoch nur ihre Biographie gesehen, durch die sie „Kultur- und Geistesgeschichte“ zum Leben erweckte.

83 Jahre später ist die Wahrnehmung ihrer Zeitgenossen von der tatsächlichen Rezeption von

Gotheins Werken überholt worden: Die „Geschichte der Gartenkunst“ ist das Werk, welches die Zeit überdauert hat, wohingegen die Biographie über ihren Gatten nur noch historiographischen Wert besitzt. Die ausführliche Begründung des Fakultätsrats, die ebenfalls im Universitätsarchiv aufbewahrt wird, ist zwar differenzierter und benennt auch das Gartenbuch, doch auch hier wird die Biographie als Anlass der Ehrung genannt. Auf diesen Aspekt zog sich Gothein auch zunächst in ihrer Dankesrede zurück, die sich im Erinnerungsbuch an die Mutter von Werner Gothein in der Universitätsbibliothek Basel erhalten hat (II.9b). Gothein erwähnte darin die umkränzte Büste Eberhard Gotheins in der alten Aula, wo die Promotionsfeier Anfang März 1931 stattfand (II.9c) und wertete sie als Indiz dafür, dass die Universität ihren Mann habe mitehren wollen.

In einem Brief vom 8. März 1931 schrieb sie an Edgar Salin, den ehemaligen Assistenten ihres Mannes: „Eberhard stand wie zu erwarten so im Mittelpunkt aller Reden, dass ich selbst mich sehr wohl dabei fühlte, garnicht so überwältigt, wie es ohne das vielleicht gewesen wäre.“ Die Laudatio von Friedrich Gundolf (II.9d) jedoch erwähnt die Biographie nur mit einem Satz, sein Redegegenstand ist die Bildung, die er personifiziert:

„Die heutige Ehrenpromotion fällt in eine Zeit, da uns bange werden darf ob solche Grüsse an die Bildung überhaupt noch lang erlaubt und begreifbar bleiben, ob sie nicht verstocken und zerschleissen will, verstummen und erblinden.“ (Bl. 1r)

Anfang 1931 steuerte die Weltwirtschaftskrise auf ihren Höhepunkt zu und das politische Klima in der Weimarer Republik wurde zunehmend unruhiger. In Heidelberg war die Mehrheit der Studentenvertreter schon vor Hitlers Machtübernahme rechtsgerichtet und hatte breite Unterstützung in der Bürgerschaft; die NSDAP hatte bei den Kommunalwahlen kontinuierlich zugelegt. Die Auseinandersetzung zwischen rechter Studentenvertretung und Universitätsleitung verschärfte sich Ende 1930 und Anfang 1931 im „Fall Gumbel“. Der jüdische Mathematiker Emil Gumbel wurde wiederholt wegen seiner

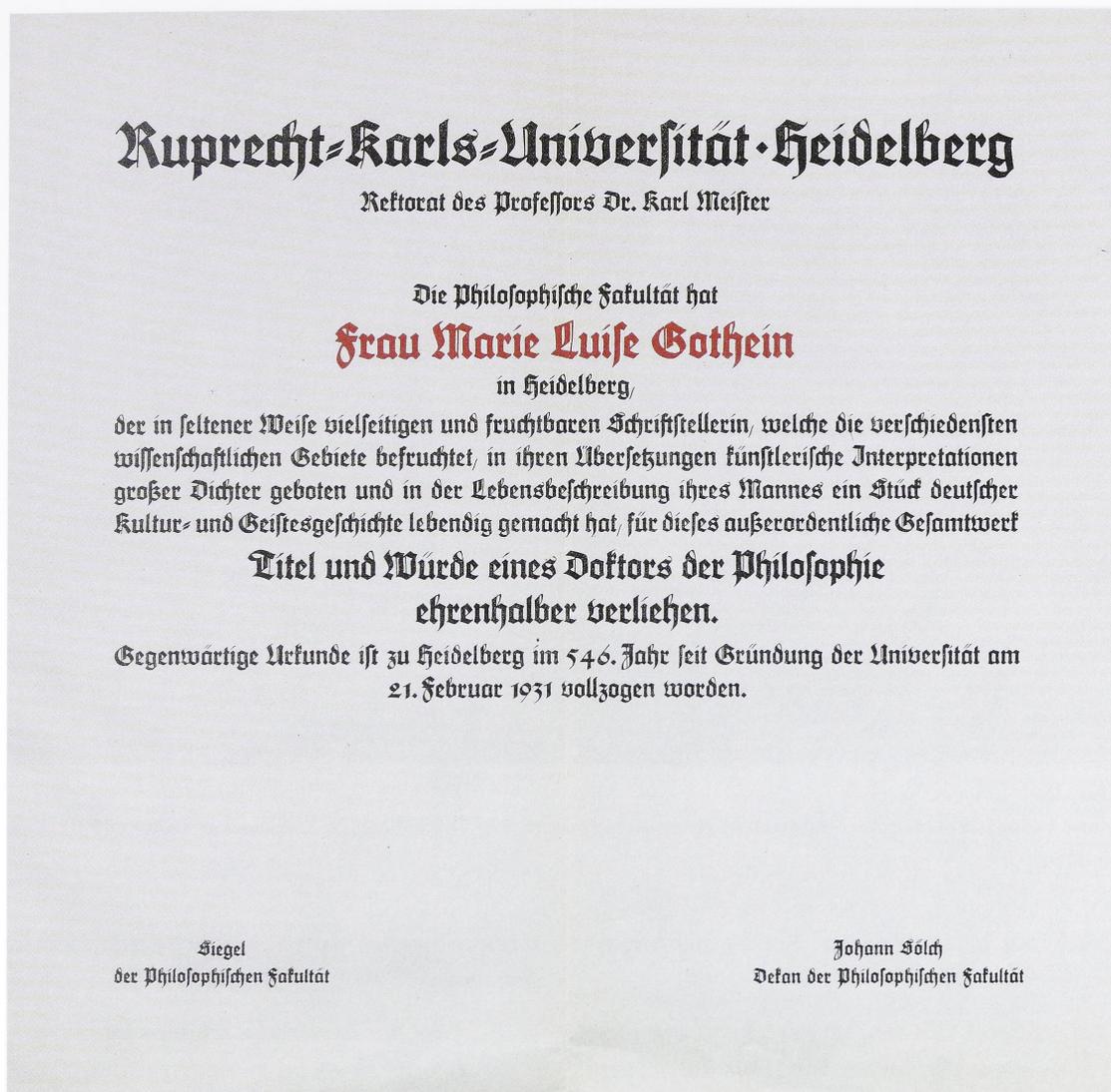


Abb. 34

Urkunde zur Verleihung eines Doktors der Philosophie ehrenhalber für Marie Luise Gothein, Heidelberg, 21. Februar 1931 (Kat.Nr. II.9a)

Äußerungen zum Krieg angefeindet und unter Druck gesetzt, seine Professur aufzugeben. Die rechten Kräfte nutzten den Fall für ihren Zweck, mehr Mitspracherechte zu erkämpfen. Die Auseinandersetzung gipfelte in den ‚Gumbelkrawallen‘, bei denen die Universität besetzt und von der Polizei geräumt wurde.

Gundolf bezog sich auf diese Geschehnisse, wenn er um die Bildung fürchtete. Die Geehrte wurde zu deren Gewährsfrau:

„Denn wir winkten dem bedrohten Wert der Geistesbildung selbst, wenn wir der Gefährtin Eberhard Gotheins, der Vollbringerin solcher Leistungen die Würde eines Doctors der Phi-

losophie ehrenhalber verleihen. (Bl. 1r) [...] Bildung soll ja nicht nur Erbe und Vorrat sein, sondern rastloses Handeln und Anverwandeln: sie fordert die unverdrossene Zuversicht trotz allen nüchternen Zweifeln, Verzichten, ja Verzweiflungen den Mut zum Sehen ohne Furcht vor den Fratzen, den Scheinen und den Gründen das Vertrauen in das fragwürdige Dasein. Sie haben diesen Ansprüchen genügt, seit Sie zu sich selber gekommen sind.“ (Bl. 1v)

Auch Gothein bezog sich in ihrer Dankrede, die sich in dem Sammelband mit Briefen und Tagebucheinträgen ihres Sohnes Werner erhalten hat, auf die Studentenunruhen. Ihrem Redeanlaß ent-

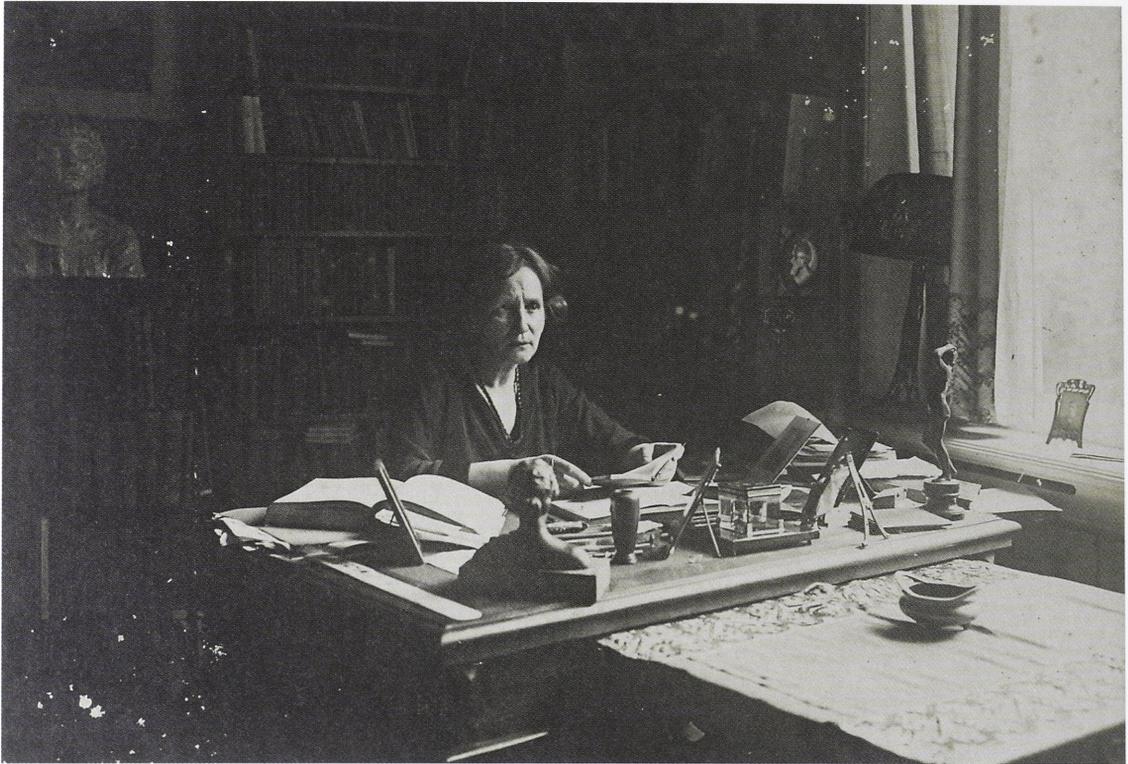


Abb. 35

Marie Luise Gothein am Schreibtisch in ihrem Arbeitszimmer in Heidelberg, Im Gabelacker 13, um 1930 (Kat. Nr. II.9f)

sprechend, beleuchtete sie ihre Verbundenheit mit der Universität:

„Das Band, mit dem sie mich heute mir ihrer Universität verbinden, kann mir nur wie ein Schmuck sein, den ich mit Stolz und Freude tragen werde, meine innere Zugehörigkeit zu ihr kann es nicht vertiefen, denn sie wurzelt in einem absoluten Gefühl. Das habe ich wieder so in den letzten Tagen und Wochen empfunden, als ich um sie gesorgt und gebangt habe [...].“ (II.9b)

Dass sie auf diesen „Schmuck“ sehr stolz war, belegt eine Mappe mit gesammelten Gratulationsbriefen und -telegrammen aus ihrem Nachlass (II.9e).

Die Begründung für ihre „Verwurzelung“ legte sie in einem Dreischritt dar. Heidelberg sei ihr zur „dritten letzten Heimat geworden“, die ersten beiden seien ihre Geburtsheimat, Ostpreußen, wo sie bei einem nicht lange zurückliegenden Besuch „fast körperlich die Blutsverbundenheit mit diesem Lande, der Landschaft, den Wäldern“ gespürt habe. In Bonn sei der Rhein das „überper-

sönliche Symbol“ (alle S. 17) der zweiten Heimat gewesen:

„[...] der mir in vierzehn schönen Jahren meines Lebens zu einem Freunde geworden war, den ich kannte in allen verschiedenen Gesichtern, die er in den verschiedenen Jahreszeiten trägt, dessen Töne mir vertraut waren zu allen Tages- und Nachtzeiten, ganz besonders, wenn das gewaltige Winterschauspiel des Eisgangs sich entfaltete und die Stimmen zu einer gewaltigen Melodie anschwellen.“

Sie sprach vom Rhein als „heilige[m] Strom“, und in der Tat finden sich in ihrer Korrespondenz zahlreiche Begegnungen mit dem Fluss in Bonn, die sich gerade in Lebenskrisen wie der Ehekrise 1909 (Heid. Hs. 3484,957) oder nach dem Tod des Sohnes Willi (Heid. Hs. 3487,477) als kathartisch erwiesen. In einer geschickten rhetorischen Wendung gelangte Gothein schließlich über den Fluss zum Symbol ihrer dritten Heimat: „die Universität, in sie mündet alles“ (alle S. 18). Der Dreischritt stellt Gotheins Lebensphilosophie dar und entspricht damit auch Gundolfs

Definition von Bildung. Letztere manifestiert sich auch im Widmungsschriftzug über dem Portal des Gebäudes der Neuen Universität, das ebenfalls 1931 eröffnet wurde: „*Dem lebendigen Geist*“. Von der körperlichen Zugehörigkeit zur Heimat ihrer Kindheit über die ästhetisierende Rezeption des ‚urdeutschen‘ Flusses fand Gothein ihre letzte Heimat in der Universitas, in der Universität selbst. Bildung, Geistigkeit wird zum Leben.

Daran hielt Gothein bis zuletzt fest. Trotz der unsteten Zeiten schlug sie überall wieder ihren Arbeitsplatz auf; auch aus ihren letzten Lebensjahren gibt es ein Bild von ihr am Schreibtisch (II.9f). Die verhärmt Wirkende hält sich an ihrem Buch fest. Dass sie in ihren letzten Monaten ahn-

te, dass ihr Glaube an den Gelehrten als gesellschaftlichen Gestalter angesichts der drohenden gesellschaftlichen Umwälzung zerstört würde, deutet der Aufsatz von Edgar Salin an, den dieser aus Anlass ihres 100. Geburtstages, 1963, schrieb. Jedoch ersparte der Tod ihr die Notwendigkeit, ihre Lebenshaltung an der politischen Wirklichkeit zu messen: Gothein starb 68-jährig an Heiligabend 1931. Karin Seeber

Lit.: GOTHEIN, Briefe und Tagbücher; Marie Luise GOTHEIN: Brief an Edgar Salin, ‚Heidelberg d. 8.3.31‘, in: NACHLASS SALIN, Fa 3299; JANSEN 1981, S. 28–53; SALIN 1963, S. x; UA HEIDELBERG, Akten, fol. 109–110; WEISERT 1983, S. 105–109.